3/78 PREIS 0,80 M

FREIE Welt

Urlaubsspaß in Warschau

Tourismus-Journal '78, Teil II

Wäsche-Wechsel im Kosmos

Über den wissenschaftlichen Orbitalkomplex Salut/Sojus/Progress

Künstliche Leber?

Läßt sich die chemische Fabrik des Körpers ersetzen?

FREIE Welt ★ HEUTE

★ INHALT

		Seite
Aktuelles:	„Moskauer Tage" in Berlin	2 + 16
Reportage:	Wasser ist zum Üben da. Zu Gast bei den Leningrader Seekadetten	4
Sport:	Favorit für die Nordischen Skiweltmeisterschaften in Lahti: Sergej Saweljew, Olympiasieger im 20-km-Langlauf	10
Nachrichtenmagazin		12
Gesellschaftswissenschaft:	Die Schüsse der Terroristen in der BRD. Wer schießt und wem nützt es?	18
Porträt:	Ein Pilot steigt aus, ein Professor ein	22
Memoiren:	Die Tochter des Partisanen. Der Moskauer Fotoreporter Chalip berichtet	26
Geschichte:	Der Sieg	28
Theater:	b. b. zum 80. Geburtstag. Gastspiel des berühmten Moskauer Theaters an der Taganka in Berlin	30
Kinderserie:	Nimmerklug	34
Erzählung:	„Meine Miliz behütet mich." Fasil Iskander erzählt von merkwürdigen Dingen, die mit einem vertauschten Koffer zusammenhängen	36
Humor und Satire		38
Kosmos:	Gerätewechsel in der Schwerelosigkeit	40
Leserforum		42
Leseraktion:	„Fragen Sie gefragte Leute!" Nikolai Slobin und Prominente des sowjetischen Eislaufs antworten	44
Rätsel		46
Wissenschaft:	Welche Chance kann die künstliche Leber bieten?	48
Ratgeber:	Tourismus-Journal '78. Tips zu Sommerreisen in sozialistische Länder	52
Zum Titelbild:	Im gemieteten Touristenmobil durch die Warschauer Altstadt	
Titelfoto:	Kurt Schwarz	

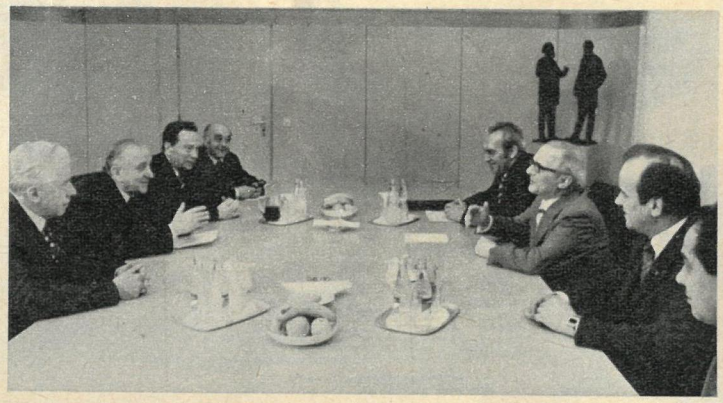
Redaktion: FREIE WELT, 1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Postfächer 91—94, Fernschreibsammelnummer: 011 48 54, Telefon über 24 40. Redaktionskollegium: Chefredakteur: Joachim Umann, Stellv. Chefredakteure: Inge Albrecht, Günter Bonow, Red.-Sekretär: Georg Walter, Wissenschaft: Heinz Bartel, Chefreporter: Hans Frosch, Wirtschaft: Wolfgang Scheel, Politik: Dr. Paul Wurche ✲ Gestaltung: Horst Wustrau, Bild: Volkmar Billeb, Kultur: Jürgen Geitner, Leserprobleme: Gisela Reller, Reportage: Barbara Karadshow, Auslandsverbindungen: Hermann Hupperz, Korrespondenten in Moskau: Günther Wolfram, Elisabeth Klutschewskaja. Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Verlag: Berliner Verlag, Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino. Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500405. Anzeigenannahme: DEWAG Berlin, 1026 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, PSF 29, Telefon: 2 26 27 75 sowie DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR (Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976). Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr).

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit und 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß für dieses Heft:

2. 2. 1978

★ „MOSKAUER TAGE" IN BERLIN



HERZLICHE BEGEGNUNG: Erich Honecker, Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzender des Staatsrates der DDR, empfängt die Moskauer Gäste, an ihrer Spitze Viktor Grischin. Zugegen waren unter anderem auch Konrad Naumann und Pjotr Abrassimow.

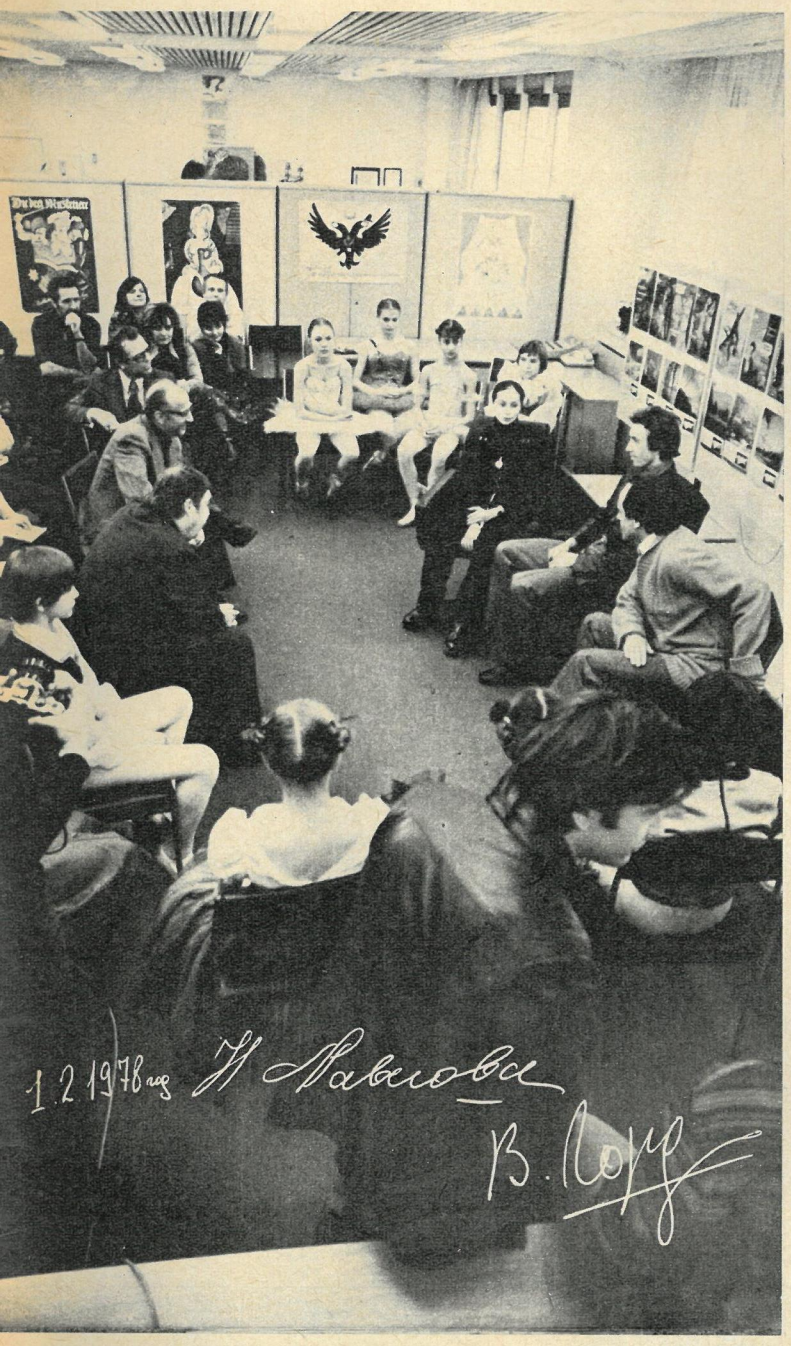
Viktor Grischin, Mitglied des Politbüros des ZK der KPdSU und 1. Sekretär des Stadtkomitees Moskau:

Von ganzem Herzen freuen wir uns über die Erfolge der Werktätigen Berlins und der ganzen Deutschen Demokratischen Republik. Wir in der Sowjetunion betrachten Ihre Errungenschaften als unsere Herzenssache, als einen Bestandteil unseres großen gemeinsamen Anliegens — des Aufbaus des Kommunismus.

PALAST-FINALE: war dieses Kuturprogramm, das zum Abschluß der mitreißenden Freundschaftskundgebung noch einmal alle Mitwirkenden aus der DDR und der UdSSR vereinte.

KINDER-GRUSSE: für Kinder kamen von der Moskwa an die Spree — lustige Zeichnungen der kleinen Moskauer.

TURNIER-AUFTAKT: für unsere eine der weltbesten Klubvertre-

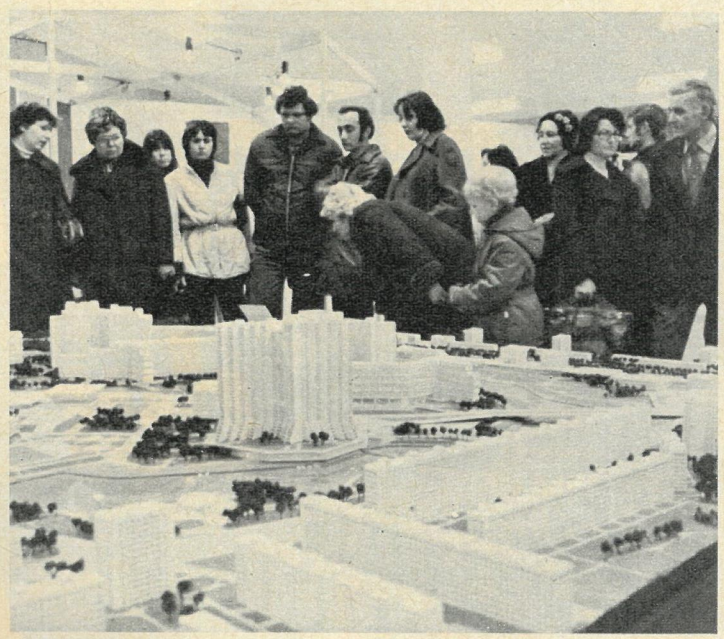


PRIVAT-BESUCH: von Nadeshda Pawlowa und Wjatscheslaw Gordejew, weltberühmtem Solotanzpaar, in unserer Redaktion. Exklusiv im nächsten Heft.

TELE-BORSCHTSCH: bis zum 19. Februar serviert von „Rossija"-Köchen am Fernsehturm.

MODE-KOLLEKTIONEN: präsentiert vom „Haus der Modelle".

Volleyballerinnen war Dynamo Moskau, tungen, Prüfstein auf dem Weg zur WM.



LEISTUNGS-SCHAU: umdrängt vom Publikum – neues Moskauer Stadtteilprojekt.

Fotos: V. Billeb, V. Hohlfeld, E. L. Bach, H. Schreiber, H. Krüger, ZB

Schön ist es in Berlin...

Komplimente einer Sängerin

Zwanzig Jahre ist es nun her, daß ich das erste Mal in Ihrem Berlin war – als Solistin des Pjatnitzki-Volkschores. Und fragt man mich heute, wie oft ich in der Zwischenzeit in der DDR gastiert habe oder nur einfach zu Besuch kam – die Finger meiner Hände würden beim Zusammenzählen nicht ausreichen. Was immer bleibt: das Gefühl der Dankbarkeit für die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Publikums, für die Gastfreundschaft, für die Ehre, die mir so oft erwiesen wurde. Ich denke dabei besonders an meine Auszeichnung mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold.

Kurz vor meiner Abfahrt zu den „Moskauer Tagen" in Berlin hatte mich FREIE WELT-Mitarbeiterin Lisa Klutschewskaja gefragt, worauf ich mich denn besonders freue. Und im Telegrammstil – weil ich ja in Eile war – erklärte ich: auf die Herzlichkeit vor allem. Und auf meinen Bummel durch die Berliner Straßen. Mit ihren neuen Häusern, den Parkanlagen, Cafés ...

Meine Vorfreude hat sich erfüllt. Es war wieder schön in Berlin. Wie bei jedem Mal habe ich auch jetzt viel Neues entdeckt. Berlin ist eine echte sozialistische Hauptstadt geworden, und überall waren schon die Vorbereitungen auf den 30. Jahrestag Ihrer Republik zu spüren.

Diesmal kam ich mit einem eigenen Ensemble, dem Volksinstrumenten-Orchester „Rossija". Im September vergangenen Jahres wurde es gegründet. Zur Zeit hat es 20 Mitglieder, aber in den nächsten Jahren, wenn ich wiederkomme, bringe ich 50 Sänger, Musiker und Tänzer mit. Ich plane eine Art Studio, in dem musikalisch begabte junge Leute ausgebildet und später in das Ensemble aufgenommen werden. Bei diesem Besuch sang ich mehrere neue Lieder in deutscher Sprache. Und wenn mir meine Freunde in der DDR Texte und Musik alter deutscher Volkslieder zusenden, wird es nicht nur bei den bisherigen bleiben.

Die Verbundenheit unserer beiden Schwesterstädte ist durch diese Tage noch fester geworden. Das freut eine Moskauerin. Ich grüße meine Freunde! Auf ein neues Wiedersehen im Konzertsaal und überall dort, wo wir uns wiederbegegnen werden.

Ihre

Ljudmila Sykina

FREIE WELT EXKLUSIV

Bei den Seekadetten von Leningrad

Ein Beitrag zum 60. Geburtstag der Sowjetarmee von Fritz

Die Schule der Ad

Das Gebäude ist im Stil des russischen Barock gehalten, blau und weiß sind die traditionellen Farben. Der Eingang wird von antiken Schiffsgeschützen flankiert, über dem Portal wacht die Büste Peters I., des „Vaters der russischen Flotte"; ein nadelspitzes, galeerenverziertes Türmchen krönt das Dach. Man stelle sich statt dessen einen jener glatten, gläsernen Betonkästen vor. Nein, das würde nicht passen als Hintergrund für den letzten Liegeplatz des Kreuzers „Aurora". Jedes Jahr, wenn der Sommer naht und die Schornsteine der „Aurora" nur noch selten Rauch atmen, rauchen drinnen im Schul-

lahn (Text)
und Lothar Willmann (Fotos)

mirale

gebäude die Köpfe. Die Aufnahmekommission tagt. Sie haben auf U-Booten, Zerstörern und Raketen-Kreuzern schon so manches Weltmeer gefurcht und so manchen Sturm erlebt, die Männer in den blauen Uniformen mit den goldenen Sternen und Streifen. Nun möchten sie am liebsten SOS funken angesichts der Flut der Bewerbungen. Acht kommen auf jeden Studienplatz. Drei werden in die engere Wahl gezogen. Ihre Absender haben sich einem vierfachen Examen zu unterziehen: Mathematik schriftlich und mündlich, Russisch, Physik. Nur der Beste darf wiederkommen und sich fortan Nachimow-Schüler nennen.

Die Schule der Admirale

Zu den Bewerbungen, ordentlich mit Zeugnissen, Charakteristiken, Gesundheitsbescheinigungen und Stempeln der örtlichen Militärbehörden versehen, gesellen sich die Briefe. Aus Sachalin im Fernen Osten, aus den Wüstenstrichen Mittelasiens, aus der Ukraine und vom Kaukasus. Dreitausend etwa pro Jahr, alle in unfertiger Jungenhandschrift geschrieben, jedoch mit genauen Vorstellungen über den künftigen Beruf.

„Guten Tag, Genosse Chef, es schreibt Ihnen der Schüler der 8. Klasse Mischa Litwinow aus dem Donezker Gebiet. Schon seit der zweiten Klasse träume ich davon, Offizier zu werden. Viel habe ich über unsere tapferen Matrosen im Krieg gelesen. Nachdem mir jetzt zumöchte mein ganzes Leben der Flotte geben. Mein Freund hat versucht, an die Schule zu kommen, es ist ihm aber mißlungen. Da ist er heimlich, ohne daß die Eltern davon wußten, hingefahren. Wenn Sie bloß mal sehen könnten, wie seine Augen glänzen, wenn er von der Nachimow-Schule erzählt! Darum, Genosse Kommandeur, wenn Sie noch freie Plätze haben, dann erlauben Sie, daß ich und mein Freund wenigstens die 10. Klasse bei Ihnen machen können, Sie werden es ganz bestimmt nicht bereuen . . .“

Oft beraten die Kommissionsmitglieder bis lange nach Mitternacht. Ist es schon schwierig, aus acht hoffnungsvollen Bewerbern den geeigneten herauszufinden, so wird es ausgesprochen kompliziert, den verbleimatliebe und Verteidigungsbereitschaft nicht achten würden, die darin stecken. Jeder Brief ist ein Schicksal, ein Leben . . .“ Und so erhält Mischa aus Donezk den Rat, in seinen Leistungen nicht nachzulassen und sich gegen Ende des 8. Schuljahres der Konkurrenz der Mitbewerber zu stellen. Dem Pechvogel Kolja aus dem Archangelsker Kreis und seinem Freund hingegen wird empfohlen, zu Hause kräftig weiter auf ihr Ziel zuzurudern, das Abitur zu machen und sich danach direkt an einer der Offiziershochschulen der Seekriegsflotte zu bewerben.

Geschichte eines Oberlehrers: Sie nannten ihn Zigeunerchen

Der russische Admiral Nachimow senen Ossadtschi-Brüder dienten in Sewastopol, alle bei der Schwarzmeer-Flotte. 1940 holten die Großen den kleinen Wassili zu sich in die Hafenstadt. „Ziganjok“, Zigeunerchen, wie der Elfjährige wegen seines Aussehens und seines unbändigen Temperaments genannt wurde, brauchte Hände, die ihn ein wenig an die Kandare nahmen. Ein Jahr danach begann der Krieg. Drei der Ossadtschi-Brüder ließen ihr Leben im Kampf gegen die von allen Seiten heranstürmenden Faschisten, die anderen befanden sich irgendwo im Fronteinsatz. Beinahe über Nacht hatte der eben noch sechsfach Behütete seine Angehörigen verloren, war allein und hilflos in einer von Bomben und Granaten aufgerissenen, brennenden Stadt.

Ganz gleich, ob Admiral oder nicht Admiral, dieses ist ihr erstes Schiff, und sie müssen es beherrschen lernen aus dem Effeff . . . (Foto links)

Abgeschossen zum Tag der Panzertruppen, läßt ein Feuerwerk die „seemännische Fakultät“ in ganz neuem Licht erscheinen (rechts oben).

Zu den unbestrittenen Lichtpunkten der Freizeit gehört es, wenn Schülerinnen der befreundeten Waganowa-Ballettschule als charmante Lehrkräfte agieren (rechts unten). Ein künftiger Seeoffizier muß schließlich auf Planken und Parkett sicher auftreten.

fällig das Buch ‚Ritter des Meeres‘ über die Nachimow-Schüler in die Hand gekommen ist, ist es ganz aus mit mir . . .“ Freimütig schildert der Junge dann häusliche Schwierigkeiten — er lebt allein mit der Mutter, der Vater hat die Familie schon vor längerer Zeit verlassen — und schließt mit der Versicherung: „Sicher wird es Mutter weh tun, wenn ich nun auch gehe, aber sie will ja das Beste für mich. Bitte nehmen Sie mich! Wenn es notwendig ist, werde ich nur ausgezeichnet lernen.“

Noch dringlicher formuliert Kolja Kaburow aus einer kleinen Siedlung im hohen Norden sein Anliegen: „Genosse Kommandeur, vor Wut möchte ich mir in die Ellenbogen beißen. Ich war krank und habe zu spät erfahren, daß es schon Zeit war, die Papiere einzureichen. Nun gehe ich bereits in die 9. Klasse, ich habe nur gute Zensuren, rudere gern und

benden sieben die Absage begreiflich zu machen. Ganz besonders in den Fällen, da dies Auge in Auge mit fünfzehnjährigen Burschen geschehen muß, die sich eben noch achtbar bei den Aufnahmeprüfungen geschlagen haben, nun mannhaft versuchen, ihren Kummer hinunterzuschlucken, und das „Abgelehnt“ mit einem Blick quittieren, als sei es ein Urteilsspruch über Leben und Tod. Was hilft's, es gibt nur eine Seekadetten-Schule im großen, weiten Land, und deren Kapazität ist begrenzt. Seht das doch ein! Auch Ihr, Väter und Mütter, die Ihr den Sprößlingen zuliebe eine halbe Weltreise von Kamtschatka und Wladiwostok bis nach Leningrad unternommen habt.

Sorgfältig werden auch die dreitausend „inoffiziell“ laufenden Briefe beantwortet, denn — so der Kommandeur — „was wären wir für Offiziere, Pädagogen, Sowjetbürger, wenn wir all die Begeisterung, Hei-

hatte im Jahre 1818 eine Kadettenschule absolviert, umsegelte auf einer Fregatte die Erde, erwies sich im russisch-türkischen Krieg als Meister der Seekriegskunst, fiel 1855 bei der Verteidigung von Sewastopol. Um auf den Ursprung der Schule zu kommen, deren Namenspatron er ist, müssen wir nicht erst in der Großen Sowjetenzyklopädie nachschlagen. Vor uns sitzt ein lebendiger Zeuge der Geschichte: Wassili Ossadtschi, Kapitän 2. Ranges, Oberlehrer für seemännisch-militärische Ausbildung, ein Endvierziger, dessen Kommandostimme selbst gegen beträchtliche Windstärken aufkommt, der aber als Erzieher ebenso ein Gespür für leise Töne hat, denn nur zu deutlich ist ihm die eigene Kindheit in Erinnerung.

Die Ossadtschis, Kolchosbauern im Nikolaijewsker Gebiet, hatten dreizehn Kinder. Sechs der herangewach-

In jenen Tagen lebte eine alte, gute Tradition aus den Zeiten des Bürgerkrieges wieder auf. Einheiten der Sowjetarmee nahmen sich der durch die Kampfeswirren aus der Bahn geworfenen, von Hunger und Demoralisation bedrohten Halbwüchsigen an. Frontsoldaten, ungewiß über das Schicksal der eigenen Familien, vertraten mitten im erbitterten Abwehrkampf gegen die Aggressoren kompanie- und bataillonsweise Vaterstelle an verwaisten Kindern. Gaidars populäre Erzählung vom „Sohn des Regiments“ wurde hundertfache Wirklichkeit.

Kaum eine Besatzung der Sewastopoler Flottenbasis, die nicht ein oder zwei Jungen an Bord holte, bei den größeren Schiffen waren es sogar drei und vier.

Wassilis neues Zuhause wurde ein U-Boot-Jäger. Die Matrosen — Kameraden der gefallenen Ossadtschi-

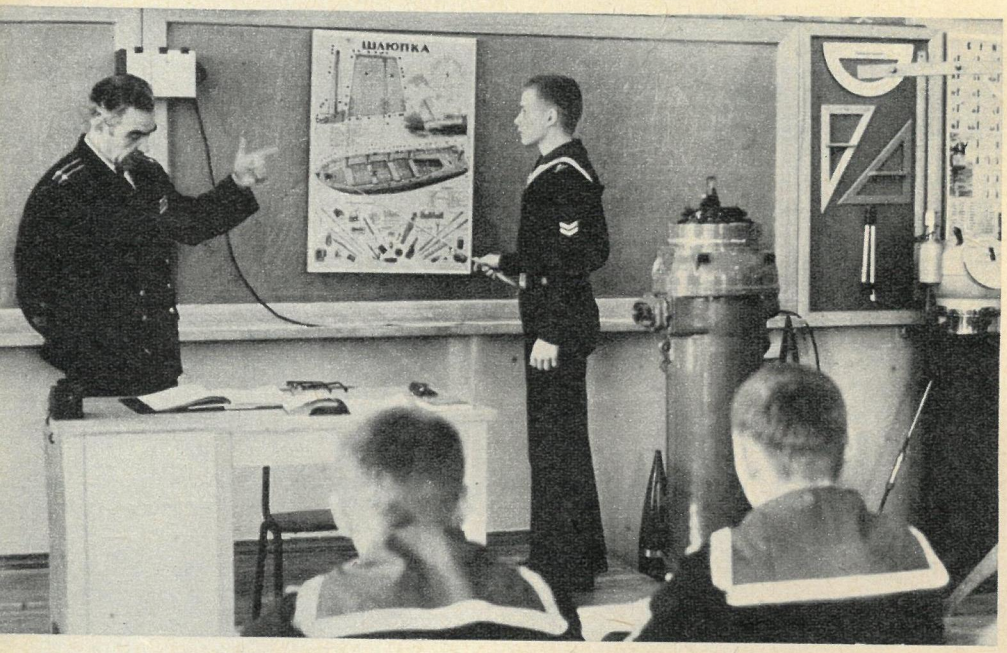
Brüder — nähten dem Kleinen eine Marineuniform und setzten ihn als „Schiffsjungen“ auf die Personalliste. Natürlich waren alle ängstlich um seine Sicherheit bemüht. Immerhin durfte er sich unter Deck nützlich machen. Er fütterte Schwerverwundete, die das Schiff, wenn es Munition und Verpflegung in die belagerte Stadt gebracht hatte, auf der Rückreise mitnahm.

Bei einer Landeoperation hinter Anapa im Nordkaukasus jedoch wurde dann jeder Mann so dringend gebraucht, daß selbst der Junge eine Kampfaufgabe erhielt. „Klettere auf den höchsten Mast“, sagte der Kommandeur, „aber laß dich durch nichts ablenken, beobachte nur das Meer!“ So sehr es Wassili auch ankam, sich dem nächtlichen Feuerzauber und dem Kampfgetümmel am Ufer zuzuwenden, er hielt sich an die Anweisung. Zum Glück. „Torpedo steuerbord!“ Wassilis Schrei wurde gehört, ein geschicktes Ausweichmanöver, und die Todeszigarre verpuffte wirkungslos am Strand. Der Junge hatte Schiff und Besatzung gerettet.

Wenig später, an einem Dezembertag des Jahres 43 im Hafen von Batumi, tropften dem Dreizehnjährigen dicke Tränen auf die mit einer Tapferkeitsmedaille geschmückte Uniformbluse. Harte, sturmerprobte Seeleute schauten weg oder schneuzten sich verlegen ins Taschentuch, nachdem sie ein Abschiedsgeschenk übergeben hatten. Der Kommandeur des Schiffes, Kapitänleutnant und nachmaliger Admiral, überreichte dem Jungen ein Foto von sich mit der Widmung „Meinem Zögling und Mitstreiter in Kampf und Feuer“. Und redete tröstlich auf ihn ein: „Genug ge-

Fortsetzung Seite 8

Die Schule der Admirale



Aus Kindern werden Kapitäne: Oberlehrer Wassili Ossadtschi

kämpft, Wassili, du mußt jetzt lernen . . .“
Gemäß Beschluß der Sowjetregierung waren die in der Obhut militärischer Einheiten befindlichen Jungen — wie überhaupt die auf sich allein gestellten Söhne gefallener Soldaten, Partisanen, Arbeiter und Kolchosbauern — unverzüglich einer ihrem Alter entsprechenden normalen Ausbildung zuzuführen. Auf diese Weise entstanden in den Jahren 1943 bis 1945 die Suworow-Schulen bei den Landstreitkräften und — unter Schirmherrschaft der Flotte — die Nachimow-Schulen in Tbilissi (wohin auch Wassili delegiert wurde), Riga und Leningrad.

Herz wie Gold: der Fähnrich mit dem Gardemaß

Zwei Leningraderinnen gesetzten Alters blicken ihm nach, wie sie wohl noch nie im Leben einem männlichen Wesen nachgeblickt haben. „Wie schön!“ flüstert die eine und kann und kann sich nicht sattsehen. Touristen aus Berlin, Tokio und Rom, einen Fuß schon auf der „Aurora“-Treppe, machen schnell eine Kehrtwendung und zücken die Kameras. Es lohnt sich aber auch wirklich! Eine Figur wie von Filmregisseuren erdacht: altrussischer Recke, Bootsmann Peters des Großen, Heizer auf dem Panzerkreuzer „Potjomkin“, baumstarker roter Matrose auf Posten vor dem Smolny — von jedem etwas, und alles zusammen mit der respektheischenden Patina des Alters bedeckt. Ob es möglich sei, mit einem der ersten Erzieher zu sprechen, hatten wir in der Schulleitung gefragt. Da war, wie aus einem Munde, der Name Budenkow genannt worden. Und dieser Mann — außer Dienst zwar jetzt und dennoch stets bereit, wenn die Flotte ruft — spaziert nun mit uns über die Uferpromenade: ein knapp sechzigjähriger Hüne in der Paradeuniform eines Fähnrichs zur See, mit Orden und Ehrendolch behängt, und mit einem Schnauzbart, wie ihn nicht mal Marschall Budjonny aufzuweisen hatte (Foto Seite 4).
Von der fünften Morgenstunde des ersten Kriegstages an — er stand am 22. Juni 1941 unmittelbar an der sowjetisch-polnischen Grenze — war Pjotr Budenkow dabei. Kämpfend, mehrmals verwundet, zog er sich über Kiew bis vor Moskau zurück, durchmaß die gleiche Strecke noch einmal in westlicher Richtung, weiter dann bis vor die Tore Berlins, wurde anschließend im Fernen Osten gegen die Japaner eingesetzt, half Charbin befreien, kam, als die Waffen endgültig schwiegen, über Wladiwostok an die im Kriegsjahr 44 gegründete Nachimow-Schule von Leningrad. Nicht über die mit Holz vernagelten Fenster des Lehrgebäudes spricht Pjotr Budenkow, nicht über die primitiv möblierten Räumlichkeiten, die Schlafsaal, Studienkabinett und Wohnzimmer zugleich waren, auch nicht über die Schwierigkeiten, die es bereitete, ausreichend Nahrung und Kleidung zu beschaffen in der von 900tägiger Blokkade schwer getroffenen Stadt. Er spricht davon, wie ihm — nunmehr im Frieden — der Krieg noch einmal begegnete.

Fünfundachtzig Jungen gehörten zur Kompanie, die er als Hauptfeldwebel betreute, fast ausschließlich Waisen. Da gab es welche, die im Trommelfeuer zwischen den Fronten aufgelesen worden waren. Da war einer, aus dem man kaum ein Wort herausholen konnte; er hatte zusehen müssen, wie die Faschisten seine Eltern erhängten. Da waren Elfjährige mit der Statur von Siebenjährigen und den Augen von Siebzehnjährigen. Oft fehlten jegliche Angaben, man wußte nicht einmal, wo und wann die Kleinen geboren waren. Und immer wieder verlangten sie, Vater und Mutter zu sehen.

„Sie mußten essen und sie mußten lernen, natürlich“, sagte Pjotr Budenkow, „die meisten hatten ja zwei, drei Jahre keine Schulbank gesehen. Aber das war nicht das Wichtigste. Das Wichtigste war, sie brauchten Wärme und Zärtlichkeit. Eine Schneeballschlacht nach dem Unterricht, eine Geschichte vor dem Schlafengehen, ein Streicheln . . . Sie haben mich regelrecht verfolgt, die Kleinsten. Manche sind auf meinen Knien geritten, und der eine oder andere hat es gewagt, meinen Schnurrbart anzufassen . . .“

Zwanzig Jahre hat dieser Mann an der Schule gedient, vierunddreißigmal ist er an der Spitze der jüngsten Paradeformation über den Roten Platz marschiert. Das erste Mal im Jahre 1956. Der Riese Budenkow als Fahnenträger voran, flankiert von den Winzigsten seiner Garde. „Ich kann es in Worten nicht ausdrücken, wie uns ganz Moskau begrüßt hat. Das war nicht bloß so eine Parade, verstehen Sie. Sie hatten wieder Tritt gefaßt im Leben, die Kinder des Krieges . . .“

Jedes Jahr im Herbst . . . Paradevorbereitung für Moskau

Wächst der Verstand, wächst auch der Kopf: Mützen-Weit-Gerät

Erinnerungen, Bilder, die ihm ganz allein gehören, drohen den großen, starken, fröhlichen Mann zu überwältigen. Gut, daß uns der Diensthabende in diesem Moment zu einer Unterrichtsstunde ruft.

Meister und Lehrling: Verbunden fürs Leben

Die Nachimow-Schulen von Tbilissi und Riga wurden im Laufe der fünfziger Jahre aufgelöst, sie hatten ihre Aufgabe erfüllt. Die in Leningrad blieb. Warum auch hätte man auf eine Methode verzichten sollen, die sich glänzend bewährt hatte: Junge Menschen, die sich von Kindheit an zum Dienst in der Seekriegsflotte hingezogen fühlten, schon während der Schulzeit auf ihren künftigen Offiziersberuf vorzubereiten. Zudem hatten Bücher, Filme und Lieder über die „Nachimowzi“ diesem Ausbildungsweg zu ungeahnter Popularität im Land verholfen.
Vieles allerdings ist anders geworden seitdem. Lernten die Kriegskinder (Waisen übrigens werden, entsprechende Eignung vorausgesetzt, auch

heute noch bevorzugt aufgenommen) sechs oder sieben Jahre dort, so wurde die Studiendauer später auf drei, schließlich auf zwei Jahre herabgesetzt. Die Jungen der heutigen Nachimowgeneration absolvieren die 9. und 10. Klasse, das Lehrprogramm ähnelt dem der anderen zur Hochschulreife führenden Schulen. Hinzu kommt die Unterweisung in den seemännisch-militärischen Grundfächern, wobei sich Theorie und Praxis die Waage halten. Die neunte Klasse beginnt sofort mit einem Kurs im schuleigenen Sommerlager am „Nachimow-See" und endet mit einem Praktikum auf Lehrschiffen verschiedenster Typen. Den Segelsportbegeisterten stehen Jachten zur Verfügung, mit denen auch Kreuzfahrten auf hoher See unternommen werden. Die Klassenzimmer kann man sich moderner und zweckmäßiger eingerichtet kaum vorstellen.
Unverändert jedoch ist eins: die

liebevolle, elterliche Fürsorge der Erzieher, der mit Befehlsgewalt ausgestatteten wie auch der „zivilen". Jeder von ihnen hat ein gerüttelt Maß an Erfahrung. Der Kommandeur der Schule ist nahezu ein Vierteljahrhundert zur See gefahren, befehligte zuletzt einen Kreuzer, kennt das Schwarze Meer und den Atlantik, das Mittelmeer und den Indischen Ozean. Natalja Dubrowina, Lehrerin für russische Sprache, unterrichtet das siebenundzwanzigste Jahr in diesem Haus. Schüler von einst laden sie zur Hochzeit ein, schicken ihr Gedichte, Naturschilderungen, Tagebücher von Aufenthalten in fremden Ländern.

Viele tüchtige Offiziere der sowjetischen Seekriegsflotte haben in den vergangenen drei Jahrzehnten ihre Laufbahn in der Leningrader Nachimow-Schule begonnen. Auch Admirale. Kapitän 2. Ranges Wassili Ossadtschi: „Meine Schüler habe ich nicht gezählt. Aber manch einer hat jetzt mehr auf den Schultern als ich. Das ist das Schicksal des Lehrers." Sagt's und freut sich von Herzen.

Schüler-Antworten: Was das Meer braucht . . .

Bei einer Stadtrundfahrt — das Kennenlernen der Kulturschätze Leningrads gehört zum Lehrplan — kommen wir mit Wanja aus Murmansk, Wolodja aus Rjasan, Oleg aus Wolgograd und Sergej aus Irkutsk ins Gespräch. Wir haben da noch ein paar Fragen:

Ehrlich, gibt es welche, die nur des äußeren Glanzes wegen herkommen, attraktive Uniform, gesichertes Auskommen, ihr versteht . . .?

Ganz vereinzelt. Aber die geben schon nach den ersten Monaten auf.

Nachimow-Schüler, so heißt es, sind fast durchweg Otlitschniki, Könner; später, an den Offiziersschulen, werden sie in der Regel Klassenälteste, Gruppenführer. Liegt darin nicht auch eine Gefahr?

Sie meinen so eine Art Kastengeist? Warum glauben Sie das!! Ich könnte mir vorstellen, daß sich ehemalige Nachimowzi, wenn sie sich später mal auf irgendeiner fernen Flottenbasis begegnen, wie gute Verwandte begrüßen, nur weil sie sich an ihren Abzeichen erkannt haben, aber sonst . . . Schon Suworow hat gesagt, wer befehlen will, der muß zuerst gehorchen lernen. Und dann existiert da bei uns noch so ein Prinzip: Verlange nichts von deinen Untergebenen, was du nicht auch selbst beherrschst.

Nun gibt es aber doch Unterschiede in der Herkunft. Der Vater des einen ist Kolchosbauer, der des anderen Admiral . . .?

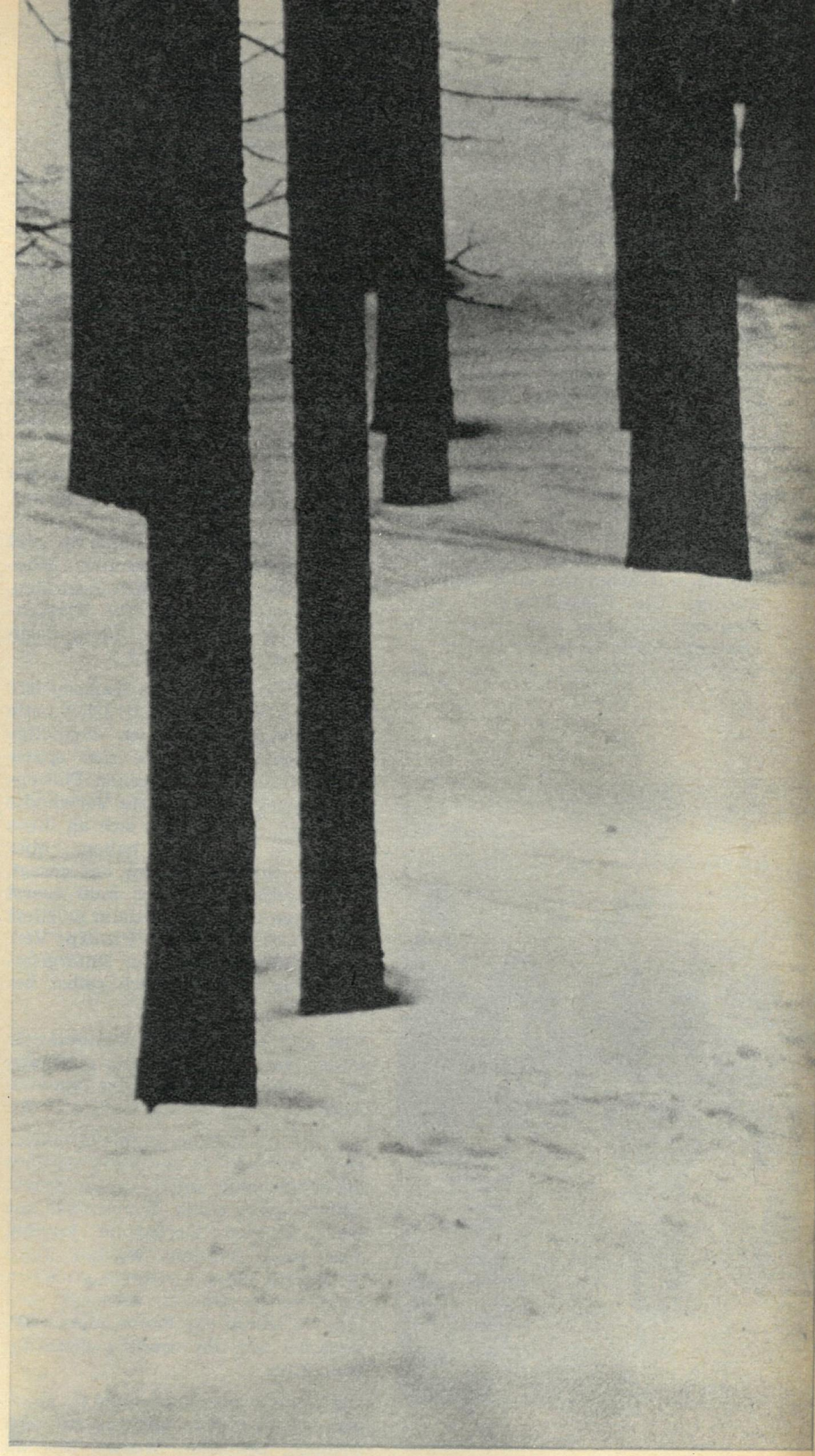
. . . Und wie soll der Admiral helfen, wenn der Sohn in der Normzeit über die Sturmbahn muß?! — Aber Unterschiede gibt's schon. Wenn einer aus einer kleinen Dorfschule kommt, dem muß geholfen werden. Oder wenn sich einer vor unangenehmen Arbeiten zu drücken versucht, weil ihm zu Hause die Mama alles weggeräumt hat, da raucht's dann im Kollektiv.

Die erste Frage noch einmal, abgewandelt und ganz konkret auf dich bezogen, Serjosha: Warum bist du hierhergekommen?

Klar, unangenehm ist das nicht, wenn man als Nachimow-Schüler in Urlaub fährt und von den ehemaligen Klassenkameraden zu Hause bewundert wird, auch von den Mädchen. Aber das ist doch sozusagen nur eine Randerscheinung. Was nützt die schönste Schale, wenn ein mieser Kern darin steckt! Die Hauptsache ist: Das Meer braucht kräftige Leute. Und bei der Flotte, ganz gleich ob bei einem Freundschaftsbesuch im Ausland oder auf Wacht in einem Atom-U-Boot, immer vertrittst du in vorderster Linie die Sowjetunion.

Der Kreuzer „Aurora", direkt vor der Tür, ist erstes Exkursionsziel der Nachimowzi. Auf der „Aurora" empfangen sie zu guter Letzt Abschlußzeugnis und Delegierung zur Offiziershochschule — die Enkel der roten Matrosen.

Vater und Sohn? Kommandeur und Schüler

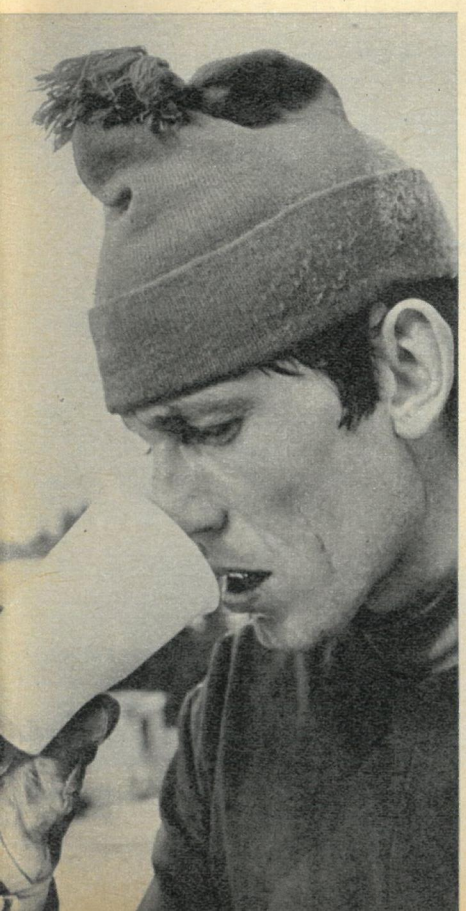


Die heiße

Lahti, einhunderttausend Einwohner zählende Stadt im Süden Finnlands, ruft die Athleten des nordischen Skisports, und alle, alle von Rang und Namen werden kommen. Es wird heiß hergehen in den kalten Spuren vor den Toren der Stadt, der Wettstreit um Weltmeistertitel ist angesagt (17. bis 26. Februar). Medaillen fallen nicht vom Himmel wie der Schnee, auf dem um sie gewetteifert wird. Deshalb gab's in den zurückliegenden Wochen bei allen Aktiven bemerkenswerte Aktivitäten, um sich für die Minuten der Entscheidung von Lahti in Form zu bringen. Wie wohl selten zuvor drängen sich in allen Disziplinen, im Sprung wie im Lauf, die Favoriten zu Hauf. Doch der Ruhm vergangener Jahre oder Monate zählt dann nicht mehr, wenn es wirklich gilt. Wohl aber die Erfahrung... Sie allein könnte Gold wert sein. Auf sie kann unbedingt Langlauf-As Sergej Saweljew vom ZSKA Moskau bauen, der Olympiasieger über 30 Kilometer von Innsbruck 1976. Vor zwölf Monaten gewann er bei der Weltmeisterschafts-Probe in Lahti das 50-km-Rennen vor dem Schweden Wassberg und seinem Landsmann Iwan Garanin, und er lief zusammen mit Beljajew, Bashukow und Rotschew in der vor Schweden siegreichen Staffel. Viele andere große Siege hat der 29jährige Oberleutnant der Sowjetarmee noch auf seinem Konto. Er gilt als einer der beständigsten und vielseitigsten Langläufer der letzten Jahre. Die Fachleute sprechen nicht nur seiner Erfolge wegen mit Hochachtung von ihm, sondern vor allem auch, weil er ein exzellenter Stilist der Loipe ist, der es wie kaum ein anderer versteht, gleichmäßig und ökonomisch zu laufen. Da ist kein Krampf im Kampf. Selbst am Ende strapazenreicher Rennen, da die Kräfte nachlassen, bleibt er locker und gleitet dahin, als habe der Lauf erst begonnen.

„Ich liebe das Laufen, überhaupt alle Läufe, diese klassischste Form aller sportlichen Übungen", sagt Sergej Saweljew. „Dabei hat es mir die Leichtathletik besonders angetan. Wenn ich irgendwie kann, gehe ich zu leichtathletischen Wettbewerben oder verfolge sie am Bildschirm — natürlich besonders die Läufe. Alberto Juantorena — ihn verehre ich geradezu. Welch ein Genuß, ihn laufen zu sehen!"

Saweljews alte Liebe — die Leichtathletik. Denn eigentlich wollte er gar nicht Skisportler werden. Als Junge hielt er nicht viel vom Winter und seiner unerbittlichen Kälte bis zu 40 Grad minus. In der Nähe von Chabarowsk, wo Sergej geboren wurde, ist das nichts Ungewöhnliches. So ging er winters lieber in die Sporthalle, er spielte Volleyball, Basketball und betrieb Leichtathletik. Vielseitig talentiert — inzwischen 18jährig — erreichte er mit seinen Leistungen über 1500 und 5000 m immerhin die erste Leistungsstufe. Mit neunzehn trat er seinen Armeedienst an, bei den Grenztruppen im Gebiet von Süd-Sachalinsk. Skier gehörten von nun an zur



Spur

täglichen Dienstkleidung von Saweljew. Als in seiner Einheit, schon nach wenigen Wochen, Skilanglaufwettbewerbe stattfanden, entpuppte er sich als „Senkrechtstarter". Erste Erfolge mit den Brettern, die er über Jahre so gar nicht mochte, stachelten seinen Ehrgeiz an. Er begann zielgerichtet zu trainieren. Nach nur zwei Jahren schaffte er die Norm zum Meister des Sports. Das erweckte selbst in der Sowjetunion, einem Land, in dem es Skilauftalente in Hülle und Fülle gibt, die Aufmerksamkeit erfahrener Trainer. Wer erst mit 19 Jahren anfängt Ski zu laufen und nach 24 Monaten bereits die Meisternorm erfüllt, der muß ein außergewöhnliches Talent sein. Trainer Igor Worontschichin, Bronzemedaillengewinner der Olympischen Spiele von 1964 über 30 km, der sich Sergej im Wettkampf ansah, fand das bestätigt. „Saweljew hatte bis zu jener Zeit keinerlei spezielle Technikausbildung, dennoch lief er schon damals rationell und für das Auge sehr schön", sagt sein Entdecker. Jahre der weiteren Vervollkommnung, der Reife folgten. Sie waren nicht ohne Rückschläge, bedingt auch durch die Reisestrapazen, Zeitumstellungen. Die meisten bedeutenden Langlaufwettbewerbe finden ja auf europäischem Kontinent statt. Dem Rat seines jetzigen Trainers und Freundes Anatoli Akentjew folgend, siedelte er nach Moskau um — zum ZSKA. Akentjew, einst selbst Weltklasseläufer, versteht als Trainer, seine Schützlinge feinfühlig und umsichtig zu führen. Er schätzt disziplinierte, mitdenkende Athleten.

„Trainer und Athlet müssen Partner sein. Es genügt nicht, wenn der Aktive nur auf die Anweisungen des Trainers wartet, um sie mechanisch auszuführen. Er muß selbst einschätzen lernen, was für ihn richtig ist und was nicht. Die Synthese aus den Meinungen beider Partner ergibt das Optimale. Saweljew ist ein Mann, der diese Eigenschaften besitzt."

Sergej Saweljew, schweigsam und bescheiden, sieht sich für Lahti durchaus nicht als Favorit. „In meiner persönlichen Rangliste nehmen mein Klubkamerad Nikolai Bashukow und über die langen Strecken der Norweger Ivar Formo die ersten Plätze ein." Und doch — wer sich bei den Rennen in Lahti zeitlich an Saweljews Fersen heften kann, befindet sich gewiß auf der heißen Spur zur Medaille ...

Text: Dieter Klaus
Fotos: Ernst-Ludwig Bach

Sowjetische Demokratie: In den letzten zwei Jahrzehnten haben in der UdSSR rund 20 Millionen Menschen staatliche Arbeit als Deputierte geleistet.

Kurz berichtet

DICHTER-MUSEUM

In der Malaja Moltschanowka Nr. 2, einer alten, stillen Moskauer Straße, werden Besucher künftig ein Lermontow-Museum finden. Es ist das Haus, in dem der große russische Dichter als Schüler und Student von 1830 bis 1832 wohnte. Fassade und Innenräume der alten Villa werden nun originalgetreu wie zu Lermontows Lebzeiten wiederhergerichtet.

SOFIA-ZAHLEN

Jeder achte Bürger Bulgariens lebt in der Hauptstadt Sofia. Die Einwohnerzahl der Metropole wuchs in den letzten dreißig Jahren insgesamt um das Zweieinhalbfache. 80 Prozent der arbeitenden Bevölkerung der Hauptstadt sind in der Sphäre der materiellen Produktion beschäftigt.

KREBS-MONOGRAPHIE

Die Krebsforschung und -behandlung in den sozialistischen Ländern, ihre Geschichte, ihr gegenwärtiger Stand und ihre Entwicklungsperspektiven – das sind die Themen einer gemeinsamen Untersuchung von Wissenschaftlern Bulgariens, Ungarns, der DDR, Kubas, der Mongolei, Polens, der UdSSR und der CSSR. Die Monographie wird in russischer Sprache in Moskau und in englischer in Budapest erscheinen.

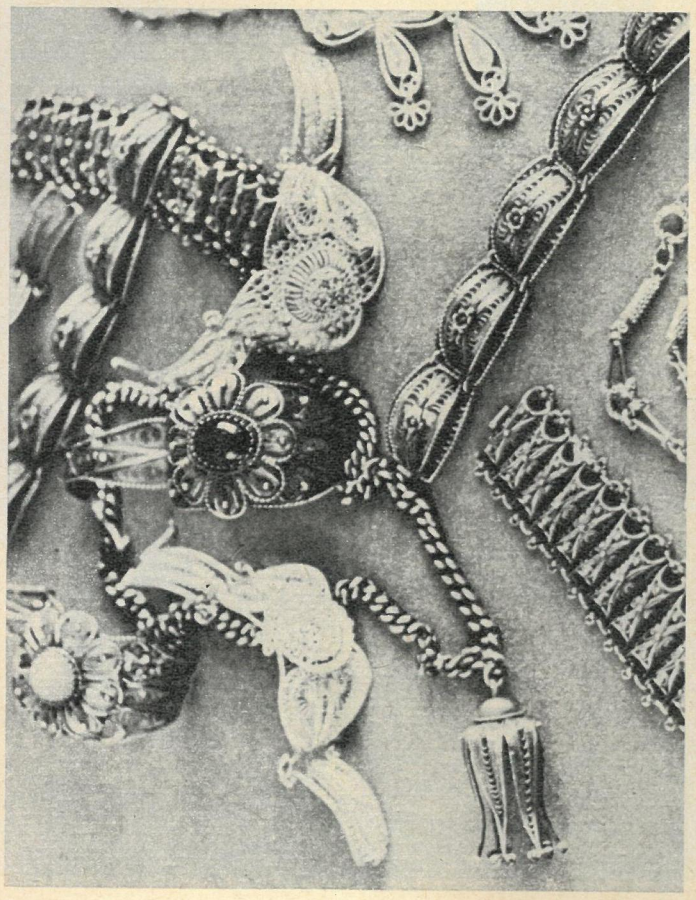
AUF DEM RÜCKZUG

Langsam aber sicher weicht der Dauerfrostboden zurück, meinen sowjetische Wissenschaftler. Forscher aus Leningrad und Jakutsk kamen zu dieser Erkenntnis nach langjährigen intensiven Beobachtungen der Wärmebilanz in der Zone des Dauerfrostbodens, die in der UdSSR etwas weniger als die Hälfte des ganzen Territoriums einnimmt. Wie die Messungen ergaben, ist das Auftauen – ein bis zwei Meter in 100 Jahren in der Vertikale – weniger auf Klimaerwärmung als vielmehr auf unterirdische Energieströme zurückzuführen.

Schmückendes ▼

Aus Jerewan

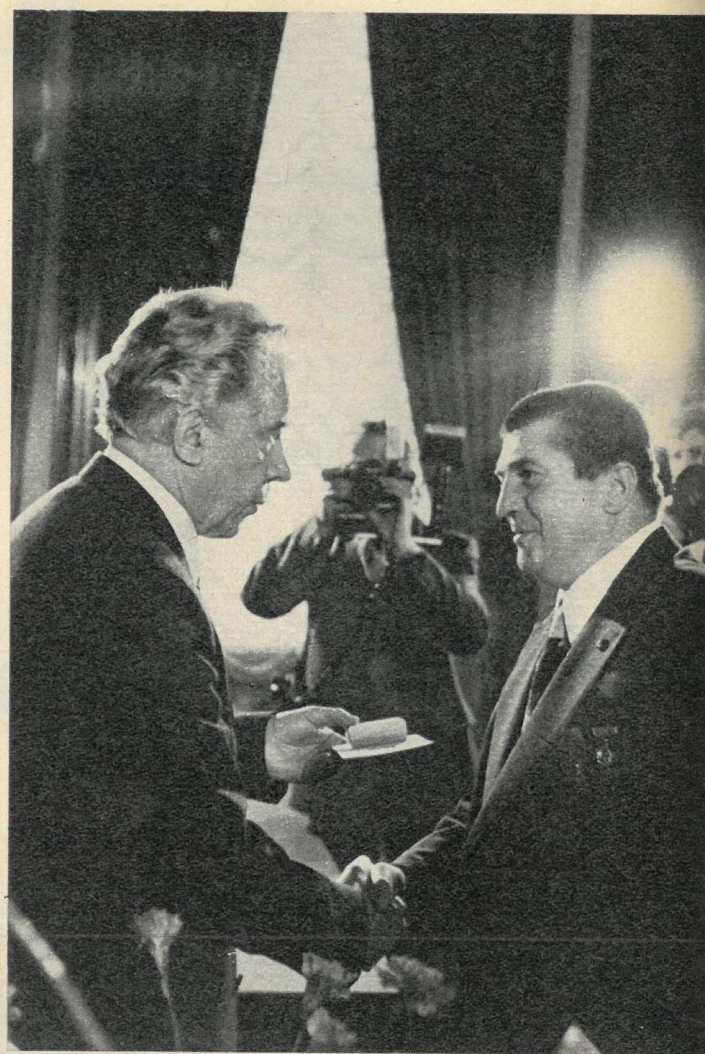
... kommen diese Broschen, Ohrringe, Ketten und Armbänder. Und alles feinster Silberschmuck, meist Filigranarbeit. In der Juwelierwerkstatt der Jerewaner Produktionsvereinigung „Armenische Souvenire und Erzeugnisse des Kunsthandwerkes" werden sie hergestellt. Über 300 verschiedene Arten dieser kleinen Kostbarkeiten umfaßt die Produktionspalette des Betriebes.



An Berliner ▶

Sieger-Medaillen

Ein fester Händedruck. Blitzlichter. UdSSR-Botschafter Pjotr Abrassimow zeichnete 120 verdienstvolle Arbeiter (unser Foto: Ehrung für Baubrigadier Herbert Kohlmann) und Angehörige der Intelligenz unserer Hauptstadt für ihre Leistungen zum Roten Oktober mit der Medaille „Sieger im sozialistischen Wettbewerb des Jahres 1977" aus.



Trasse einmal anders ▶

Auf die Bretter!

Schnee, Sonne und ein paar kräftige Prisen Frost – das ist auch für Drushba-Trassenbauer genau das richtige Wetter, um die Langläufer anzuschnallen. Darin sind sich die unternehmungslustigen fünf hier auf unserem Foto einig: G. Isajew mit seiner Frau und ihre Freunde aus der DDR, Isa und Horst Berger und Erwin Weiß-Kuk (v. r. n. l.). Ihre beiden Jugendkollektive, die Kraftfahrer-Brigade Berger und die Brigade Nr. 11 des Autotransportbetriebes von Tscherkassy, arbeiten nicht nur gut zusammen, sondern haben auch viel Spaß in gemeinsamen Freizeitstunden nach Feierabend und am Wochenende.

International ▶

Per Rundfunk und Bildschirm

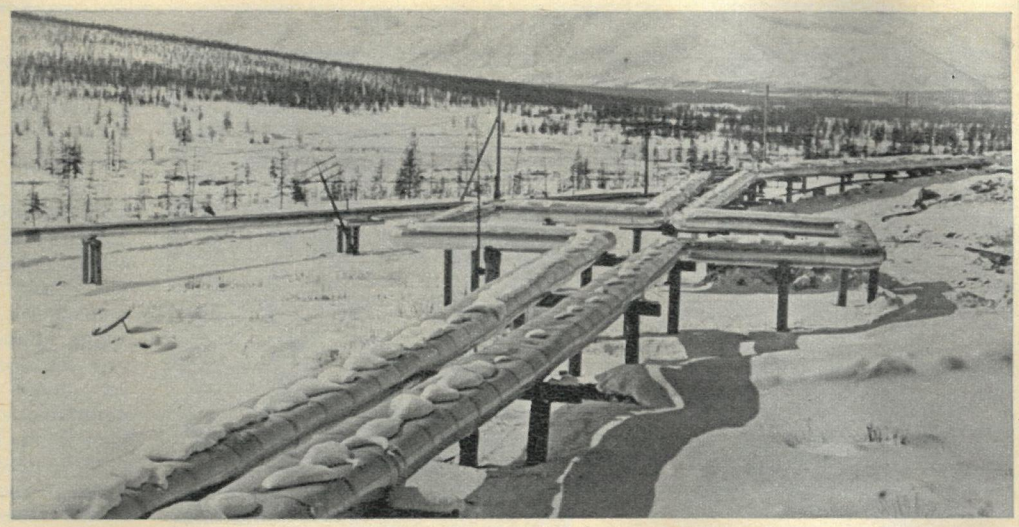
Mit 118 Fernseh- und Rundfunkstationen der Welt – darunter 51 Fernsehstationen kapitalistischer Länder – arbeitet das sowjetische Fernsehen zusammen (unser Foto: Im Fernsehzentrum Moskau-Ostankino). Neben der engen Verbindung mit „Intervision" gibt es z. B. umfangreiche Beziehungen zum französischen Fernsehen, das mit sowjetischer Hilfe im Sternenstädtchen, in der Lomonossow-Universität und an anderen Schauplätzen drehte. Der amerikanischen Station ABC half das Fernsehen der UdSSR bei der Produktion eines zehnstündigen Programms über Moskau.

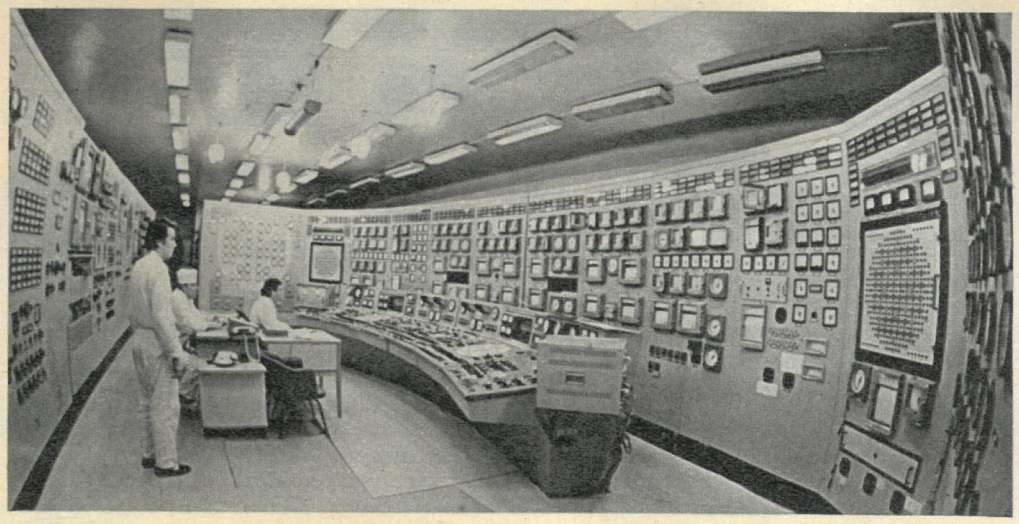
Aus erster Hand

Die bebende Ebene

Am 17. Januar, gegen 23 Uhr Ortszeit, bebte in Georgien zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit die Erde. Hier eine Situationsschilderung von „Iswestija"-Korrespondent S. Dawitaja aus Tbilissi:

Es war von bedeutend geringerer Stärke als das Beben vom 2. Januar. In Tbilissi wurde Stärke 3 der Richterskala registriert. Und im Epizentrum, das wiederum in der Hochebene von Dshawachet lag, erreichte es eine Stärke von 4,5 der Richterskala. Näheres erfuhren wir durch einen Anruf im Rayonzentrum Bogdanowka. Hier kam es — so hörten wir — lediglich zu Rissen in einigen Häusern, und in einem entlegenen Kolchos wurde ein Stall beschädigt. Das ist minimal im Vergleich zu den Schäden vom 2. Januar, als 400 Wohnhäuser völlig und rund 7000 Gebäude in 58 Dörfern stark oder teilweise beschädigt wurden. Einheiten des Transkaukasischen Militärbezirkes stellten danach in den betroffenen Siedlungen sofort beheizte Zelte auf, Arbeitskollektive aus den größeren Städten wie Tbilissi, Rustawi, Kutaissi und Gagra leisteten umfangreiche Hilfe. Die Kinder der betroffenen Region wurden in Internaten anderer Gebiete und in den Ferienheimen von Gagra untergebracht. Betriebe in den verschiedensten Gegenden der Unionsrepublik, wie beispielsweise das Chemiewerk von Rustawi, übernahmen die Patenschaft über den Neubau von Schulen. Nach dem neuerlichen Beben vom 17. Januar gab uns der Leiter des seismologischen Observatoriums Tbilissi, O. Gozadse, folgenden Kommentar: „Die Hochebene von Dshawachet gehört zu den seismologisch aktivsten Gebieten Transkaukasiens. Im Zusammenhang mit der Bergmassenverlagerung gehen hier schwierige und recht intensive tektonische Prozesse vor sich. Das Erdbeben vom 2. Januar war allerdings eines der bisher stärksten überhaupt."





Atomkraftwerk ▲

Tschukotka-Sonne

Draußen ist hier die meiste Zeit des Jahres Winter. Doch durch Rohrleitungen kommt Wärme in die Siedlungen der Tschukotka-Bewohner im hohen Norden — vom Atomkraftwerk Bilibino. Vor allem aber liefert es Energie (Foto oben: Blick in die Schaltzentrale der Station) für die junge Industrie dieser rauhen Region. Insgesamt gibt es gegenwärtig in der UdSSR mehr als 10 Kernkraftwerke mit einer Gesamtleistung von über 7000 Megawatt. Kapazitäten von rund 3000 Megawatt sollen in diesem Jahr hinzukommen.

◀ Randgeschichten

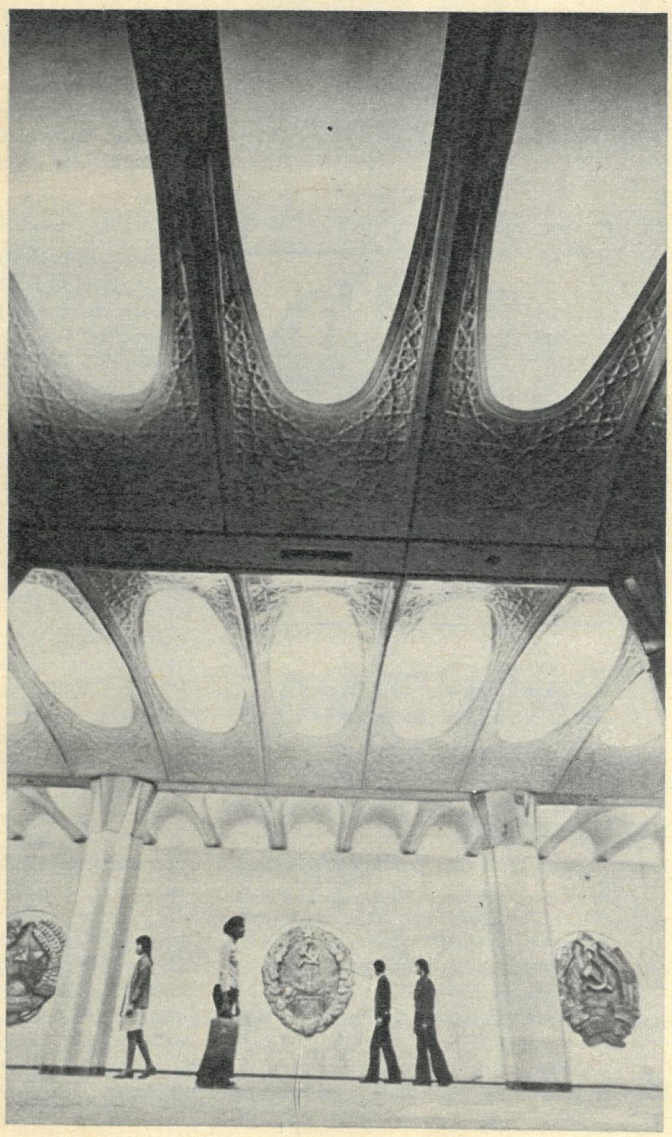
Kinder-Orden

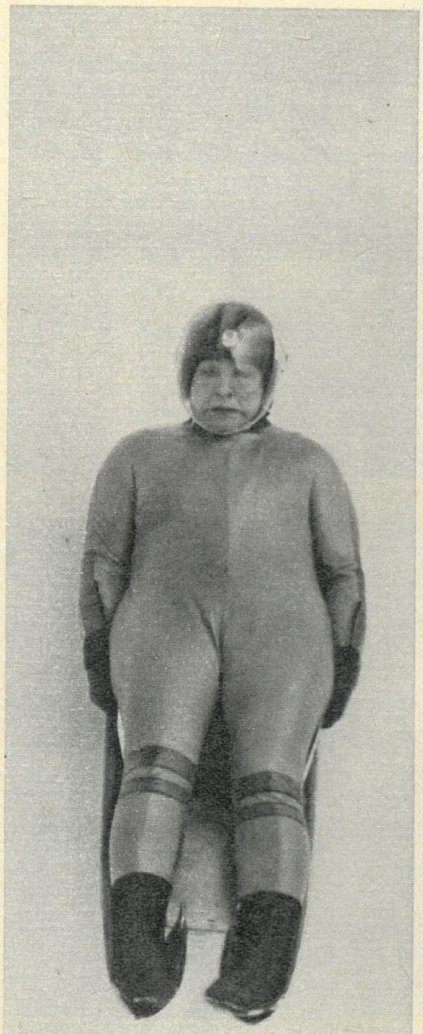
Wußten Sie schon, daß es einen Schmunzel-Orden gibt? Stasse Samuljawitschene, ein Spielzeugmacher in Litauen, hat ihn kürzlich erhalten. Die „Ordens-Ritter" werden von Kindern gekürt. Polnische Mädchen und Jungen ehren damit Erwachsene, die Kindern Freude bereiten. Der Künstler aus Kaunas bekam ihn als „Vater" weithin beliebter, origineller Spieltiere.

Erste Bilanz ▶

Praktisch

. . . und attraktiv dazu ist dieser erste, 12,8 Kilometer lange Streckenabschnitt der Taschkenter Metro. Über 9 Stationen (hier „Völkerfreundschaft") führt er vom Neubaugebiet im Südwesten, wo rund 500 000 Menschen wohnen, ins Zentrum. Bereits im ersten Monat nach Inbetriebnahme am 7. November 1977 wurden eine Million Fahrgäste befördert.





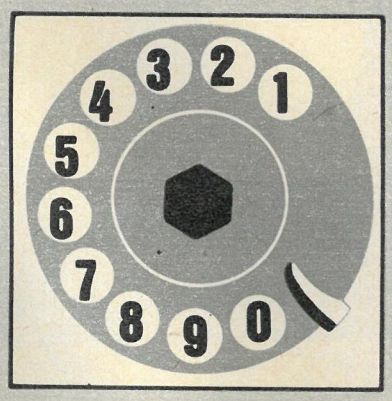
Weltmeisterin geworden (unsere Fotos links). Nachdem sie 1977 in Igls bereits die Silbermedaille errungen hatte und wiederum ein Jahr zuvor auch schon Europameisterin geworden war, trat sie nunmehr die Nachfolge der Olympiasiegerin und vierfachen Weltmeisterin Margit Schumann (DDR) an, die wegen einer Verletzung während des WM-Trainings ihren Titel nicht hatte verteidigen können. Wera Sosuljas Sieg war die erste WM-Goldmedaille, die der noch sehr junge sowjetische Rennschlittensport errang. Doch es kamen in Imst noch eine weitere goldene und eine silberne Medaille hinzu: Nachdem die Doppelsitzer Deinis Bremse/Aigars Krikis und Waleri Jakuschin/Wladimir Schitwo in jedem ihrer Rennläufe Bahnrekorde gefahren waren, landeten sie einen sowjetischen Doppelsieg! Und sie bezwangen beide das so erfolgreiche Duo Hans Rinn/Norbert Hahn (DDR), das in den beiden Jahren zuvor Olympiasieger und auch Weltmeister geworden war! (Foto unten: die Erstplazierten.) Hinterm Ziel völlig aus dem Häuschen geraten waren nicht nur die Sieger, sondern auch Sergej Alexejew, der als ehemaliger Steuermann in einem Ruderboot und mehrfacher Landesmeister im alpinen Skisport nun als UdSSR-Cheftrainer einen bedeutenden internationalen Erfolg im Rennschlittensport feiern durfte. Doch er sprach dabei auch von der gemeinsamen Arbeit zwischen den UdSSR- und den DDR-Rennschlittenfahrern. Etwa 250 Kilometer haben die UdSSR-Fahrer in der Bahn auf der Oberhofer Höh' schon zurückgelegt. „Und ich denke dabei zum Beispiel an die Hilfe von Thomas Köhler, der mir vor einem halben Jahrzehnt meinen Rennschlittenstart als Trainer wesentlich erleichtert hat."

H.-R. Vollbrecht

Sport-Arena

Favoriten-Stürze

Schon als Elfjährige hatte sich Wera Sosulja (UdSSR) im Sport umgeschaut — sie wurde Leichtathletin, Basketball- und Tennisspielerin. Doch als sie sich eines Tages — 1972, und sie war sechzehn — auf einen Rennschlitten setzen sollte, bekam sie es mit der Angst zu tun. „Ich wollte weglaufen", erzählt die Rigaerin. „Aber allmählich stellte ich mich vor die Frage: Warum machen's und können's die anderen?" So packten sie Interesse und Ehrgeiz, und so gab sie schließlich einer Sportart ihr Jawort, für die sie offenkundig ein besonderes Talent besaß. Auf der tückischen Natureisbahn von Imst (Österreich) ist Wera Sosulja nun



Berlin: 20560

AM APPARAT: PROFESSOR DR. JOHANNES ZELT, AKADEMIE FÜR GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

— Was bedeutet Dir, Genosse Professor, Deine ehrenamtliche Aufgabe als Mitglied des Zentralen Referenten-Kollektivs des Zentralvorstandes unserer Freundschaftsgesellschaft?

— Meine wissenschaftliche Tätigkeit läßt mir wenig Zeit. Doch es bestätigt sich die Erfahrung, daß ihre Verbindung mit einem rationell eingeteilten Maß an propagandistischer Tätigkeit fruchtbar ist. Man hat Gelegenheit, das Erforschte und Erarbeitete gewissermaßen „vor Ort" auf Stichhaltigkeit und Überzeugungskraft zu überprüfen. Man wird mit neuen Fragen, Anforderungen und Anregungen konfrontiert. Man muß Argumente bringen, die verstanden und akzeptiert werden.

— Welche persönlichen Erfahrungen hast Du bei dieser Form der politisch-ideologischen Arbeit gesammelt?

— Natürlich hat jede Form der mündlichen politisch-ideologischen Arbeit — Vortrag, Diskussion, Forum usw. — ihre Besonderheiten. Darüber möchte ich jetzt nicht sprechen. Wohl aber über das, was ihnen gemeinsam ist. Und zwar über die Erfahrungsbereiche des „Was" und des „Wie".

Was ich den Teilnehmern mitteilen möchte, muß auf einem klaren Standpunkt beruhen. Unsicherheit fällt gewiß durch, und Herumgerede mag auch niemand. Also muß bei unseren Veranstaltungen z. B. völlig klar sein: Wir gehen vom Standpunkt einer in den Klasseninteressen der Arbeiterklasse und der Werktätigen wurzelnden, historisch, weltanschaulich und politisch begründeten Verbundenheit mit der Sowjetunion aus. Unser Themenplan, den wir auch in der Kommission für Agitation und Propaganda beim Zentralvorstand ständig überprüfen, sorgt dafür, daß wirklich aktuelle, interessante Probleme aufgeworfen werden.

Zum Wie: Bloßes Dozieren kommt kaum an. Grundsätzliche Probleme müssen anhand neuer Fragen, Ereignisse, Erfahrungen beleuchtet werden. Unsere Erfolge, aber auch unsere Probleme und Schwierigkeiten müssen mit den Teilnehmern, anknüpfend an deren eigene Erfahrungen, erläutert, unsere Aufgaben erklärt werden. Keinen Moment darf man die Auseinandersetzung mit falschen und feindlichen Auffassungen aus den Augen verlieren. Ein offenes Herz findet auch offene Ohren. Parteilichkeit und Wirklichkeitsnähe werden mit Diskussionsfreudigkeit belohnt.

— Welche Aufgaben haben die Referenten-Kollektive und jedes einzelne Mitglied in Vorbereitung des 11. Kongresses der DSF und des 30. DDR-Jubiläums?

— Der 11. Kongreß der DSF und der 30. Jahrestag der Gründung der DDR stellen sehr große Anforderungen. Wir bewältigen sie um so besser, wenn alle Mitglieder der Referenten-Kollektive ihren Anteil leisten. Jedes Mitglied unserer Gesellschaft sollte Agitator der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft sein. Viele Fragen sind zu beantworten, und zwar immer wieder neu. Aus meiner Sicht möchte ich die folgenden nennen:

Die Rolle der Sowjetunion als Pionier des Menschheitsfortschritts, als unser Freund und Befreier.

Die Verbundenheit der DDR mit der UdSSR, die feste Verankerung unseres Staates und Volkes in der sozialistischen Gemeinschaft.

Die Entwicklung der DDR als hervorragendes Beispiel der Kraft des proletarischen Internationalismus und des sozialistischen Patriotismus.

In eigener Sache

In unserem Telefoninterview in Heft 2/78 mußte es richtig heißen: Kurt Kaiser, Sekretär für politische und kulturelle Massenarbeit des Bezirksvorstandes Rostock der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

11. KONGRESS

Impulse zum 11.

Drei Monate vor dem Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft am 19. und 20. Mai in Berlin war der Zentralvorstand zu seiner 10. Tagung zusammengetreten, um über wichtige Dokumente im Leben der Organisation zu beraten.

Dieser 10. Tagung war eine interessante Arbeitsphase in den Grundeinheiten vorausgegangen. In Jahreshauptversammlungen und auf Delegiertenkonferenzen wurde Rechenschaft über die geleistete Arbeit abgelegt, wurden wichtige Lehren für die Kongreßvorbereitung gesammelt. So zeigte sich, daß der Aufruf des Zentralvorstandes, unter der Losung „Freundschaft — Drushba! DDR 30" eine breite Massenbewegung zur Vorbereitung des 30. Jahrestages zu entfalten, mobilisierend auf neue Verpflichtungen und Initiativen wirkte. Mit den Änderungen des Statuts der Freundschaftsgesellschaft und dem Entwurf des Beschlusses des 11. Kongresses, der nach Überarbeitung entsprechend der Diskussion den Grundeinheiten zur Aussprache unterbreitet wird, wurde den Veränderungen in unserem politischen Leben und den höheren Anforderungen an die Tätigkeit der Organisation Rechnung getragen.

Nach der Eröffnung der Tagung durch den Präsidenten der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Dr. Lothar Bolz, führte Generalsekretär Kurt Thieme in seinem Referat dazu aus:

„Der Entwurf des Beschlusses des 11. Kongresses wie auch die Abänderungen zum Statut unserer Gesellschaft gehen davon aus, daß der Umfang unserer politischen Massenarbeit sowie die damit verbundenen Forderungen an die Effektivität und Qualität unseres Wirkens weiter wachsen werden.

Beide Entwürfe beruhen auf der Erkenntnis, daß es für unsere Zeit, da die Werktätigen alle Kraft für die weitere Umsetzung der Beschlüsse des IX. Parteitages der SED — und damit auch für die aus dem Freundschaftsvertrag zwischen der DDR und der UdSSR vom 7. Oktober 1975 erwachsenen Aufgaben — einsetzen, daß es für diese Zeit charakteristisch ist, daß der subjektive Faktor — das Bewußtsein der Menschen — immer mehr an Bedeutung gewinnt. Eben daraus ergibt sich auch die hohe Verantwortung unserer Freundschaftsgesellschaft im gesellschaftlichen Leben unseres Landes. Diese Verantwortung jedem Vorstand, ja, jedem Mitglied unserer Organisation bewußt zu machen, ist eine zentrale Aufgabe der bevorstehenden Kreis- und Bezirksdelegiertenkonferenzen. Sie haben zu beiden Dokumenten ihr Wort zu sagen ...

Wir müssen die Aussprache über diese Dokumente vor allem in der Richtung führen, daß wir mit der Diskussion über sie auch ihre Verwirklichung sehen ...

Es geht also darum, das Tempo aufzunehmen, das wir für die Vorbereitung des 11. Kongresses als Beitrag zur Vorbereitung des 30. Jahrestages der DDR benötigen."

Auf die höhere Qualität der Arbeit der Freundschaftsgesellschaft und die wachsende Rolle jedes einzelnen Mitgliedes, die sich in den Dokumenten ausdrückt, gingen auch die Diskussionsredner in ihren Beiträgen ein. Dietlinde Rhode, Mitglied des Zentralvorstandes, berichtete aus dem Werk für Fernsehelektronik Berlin:

„Seit dem 10. Kongreß sind viele neue Mitglieder in unsere Organisation aufgenommen worden. Es kommt aber heute nicht mehr nur darauf an, sich durch den Eintritt in die Gesellschaft zur Freundschaft mit der Sowjetunion zu bekennen. Darum ist es richtig und notwendig, daß in unserem Statut die Rechte und Pflichten eines Mitgliedes unserer Gesellschaft den heutigen und künftigen Anforderungen entsprechend herausgearbeitet wurden. Jedes Mitglied unserer Freundschaftsgesellschaft muß aktiv in die Arbeit einbezogen werden. So wird zum Beispiel in meinem Betrieb vom Vorstand darauf orientiert, daß in den Verpflichtungen der Brigaden im Kampf um den Ehrennamen „Kollektiv DSF" jedes Mitglied für eine Aufgabe verantwortlich ist. Wie wichtig es ist, daß jeder einzelne in die Arbeit einbezogen wird, konnte man bei den Brigaden des Werkteils Diode sehen. In diesem Werkteil wird schon seit Jahren auf Anregung der Brigade „Maxim Gorki" erfolgreich nach der Arefjewa-Methode, das heißt, mehrere Tage im Jahr mit eingespartem Material gearbeitet. Die Methode wurde von einer Brigade aus dem Moskauer Vakuumwerk übernommen, und in der daraus entstandenen Zusammenarbeit haben sich bereits viele persönliche Kontakte zwischen den Brigademitgliedern herausgebildet. Bei einer erneuten Freundschaftsreise in den Moskauer Patenbetrieb wurde vor kurzem eine weitere Methode bekannt, die von der Jugendbrigadierin Korowina angeregt wurde Im Werk für Fernsehelektronik ist man jetzt dabei, diese Anregung aufzunehmen. Dazu wird der Besuch der Komsomolzin Korowina im Rahmen der Moskauer Tage sicher beitragen."

Pausengespräch: (v. l. n. r.) Dr. Lothar Bolz, Kurt Thieme, Dietlinde Rhode, Paul Wandel und Herbert Grünstein

Erfahrungsaustausch: Brigade „Maxim Gorki" mit ihren sowjetischen Partnern

„Das Mitglied ist verpflichtet, die Beschlüsse der Gesellschaft anzuerkennen und an deren Durchführung mitzuwirken, am Leben der Organisation teilzunehmen und ihre ideologische und organisatorische Geschlossenheit zu wahren und zu festigen.
Es tritt für die unverbrüchliche Freundschaft, Zusammenarbeit und das brüderliche Bündnis mit der Sowjetunion ein, fördert den Prozeß der Annäherung unserer Völker und Länder und setzt sich mit allen Erscheinungen des Antikommunismus, Antisowjetismus und Nationalismus auseinander."

Aus dem Entwurf des überarbeiteten Statuts der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

„Zweimal war ich in Moskau ...“ Meister Heinz Ritter, seit 27 Jahren im WBK, beim Fachsimpeln mit seinen Kollegen aus der sowjetischen Hauptstadt.

Angebot angenommen!

Der Dolmetscher übersetzte: „Gibt es bei Ihnen Verwandtschaftskollektive?“ Man sah sich verwundert an, auch bei der Wiederholung. Schließlich rief einer von hinten: „Er meint Partnerkollektive ...“

Die kleine unfreiwillige Übertreibung wie die Frage selbst löste Gesichtszüge und Zungen – genug der offiziellen Begrüßungsworte, nun wurde es konkret. Moskauer Bauarbeiter waren wieder einmal im Dialog mit ihren Berliner Kollegen, Erfahrungsaustausch am Modell des größten Wohnungsbauplatzes der Republik, herzliche Begegnung zu den „Moskauer Tagen“ inmitten der 560 Hektar großen „Bauwüste“ von Berlin-Marzahn, in der Luftlinie gerechnet zehn Kilometer vom Fernsehturm entfernt.

Genau besehen war das Wort von

„So wird es einmal in Marzahn aussehen.“ Das Interesse der Moskauer Gäste für

der „Verwandtschaft“ gar nicht so abwegig, denn Bauarbeiterpartnerschaften bedeuten mehr als allgemeine Worte. „Wir möchten mit euch in den Wettbewerb treten“, hatte der Brigadier Wladimir Alexejewitsch Kapustin vom Moskauer Häuserkombinat Nr. 1 seine Frage nach einem Partnerkollektiv ergänzt. Wir sollten weiter voneinander lernen, meinte er, der fast seit 30 Jahren Häuser baut. Dieser Wunsch von dem erfahrenen Mann kommentiert allein die guten Erfahrungen, die im Zusammenwirken erzielt wurden, die von rationellerer Fertigung der Betonplatten bis zum effektiveren Tapezieren und Malern reichen. „Angebot angenommen!“ war die knappe Antwort der Marzahner Bauarbeiter, damit das Zusammenwirken von Arbeitskollektiven beider befreundeter Hauptstädte weitere Früchte trägt.

Wie baut ihr Fahrstühle? Und wenn ihr Hilfe braucht – wir helfen gern! So die Rede eines untersetzten, energischen Mannes. Wieviel Kollegen arbeiten hier und wie groß ist ihre finanziell erbrachte Leistung? will ein anderer wissen. Die Zahl, die er ins Verhältnis zu den 2300 Arbeitern setzt, scheint ihm – na ja ...

Wie wird der Nahverkehr organisiert? Warum die Wasserreservoirs?

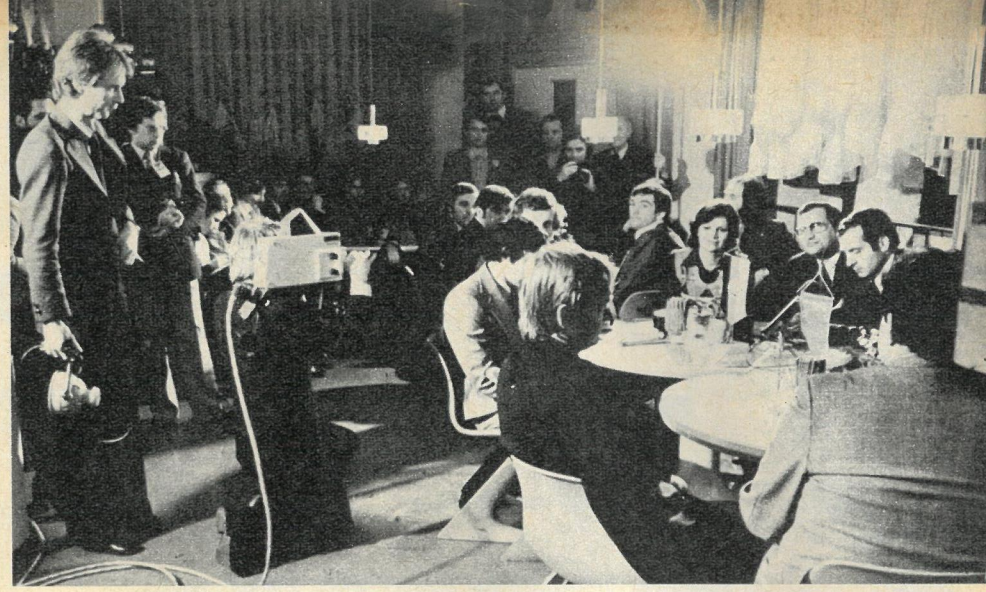
Der beobachtende Nichtbaufachkundige kann nicht all das Gesprochene – und vielfach nur Angesprochene – interpretieren, eines aber ist unverkennbar: Es herrscht Offenheit, Ungezwungenheit, Direktheit.

Es geht um die Sache, und die interessiert allgemein, um die weiß man. 1000 Neubaubewohner zählt Berlin-Marzahn heute, bis Ende 1978 werden es 13 000 sein. 840 Plätze in Feierabendheimen, 1080 in Kindergärten, 540 in Kinderkrippen und 130 Schulklassenräume noch dazu. Jede zweite Familie, die in diesem Jahr in unserer Hauptstadt eine Neubauwohnung bezieht, wird als neue Adresse Berlin-Marzahn angeben. Dafür arbeiten die über 1200 Jugendlichen auf der Großbaustelle nach der Wettbewerbslosung: Jeden Tag mit guter Bilanz! In einigen Kollektiven heißt das: bis zu drei Wohnungen pro Tag montieren. So kann in 14 Tagen ein fünfgeschossiges Wohnhaus in 15 Meter Höhe wachsen ...

Angesichts dieser Fakten bedarf es wohl keiner weiteren Erläuterung des Nutzens eines internationalen Wettbewerbes. Und wer heute Anwärter auf eine der bis 1980 (mindestens) 20 000 Wohnungen ist, wird zu gerne glauben, daß das Wort von den Verwandtschaftskollektiven nun so eine Übertreibung auch nicht ist.

Axel Oelschlegel

den größten Wohnungsbauplatz der Republik ist groß.

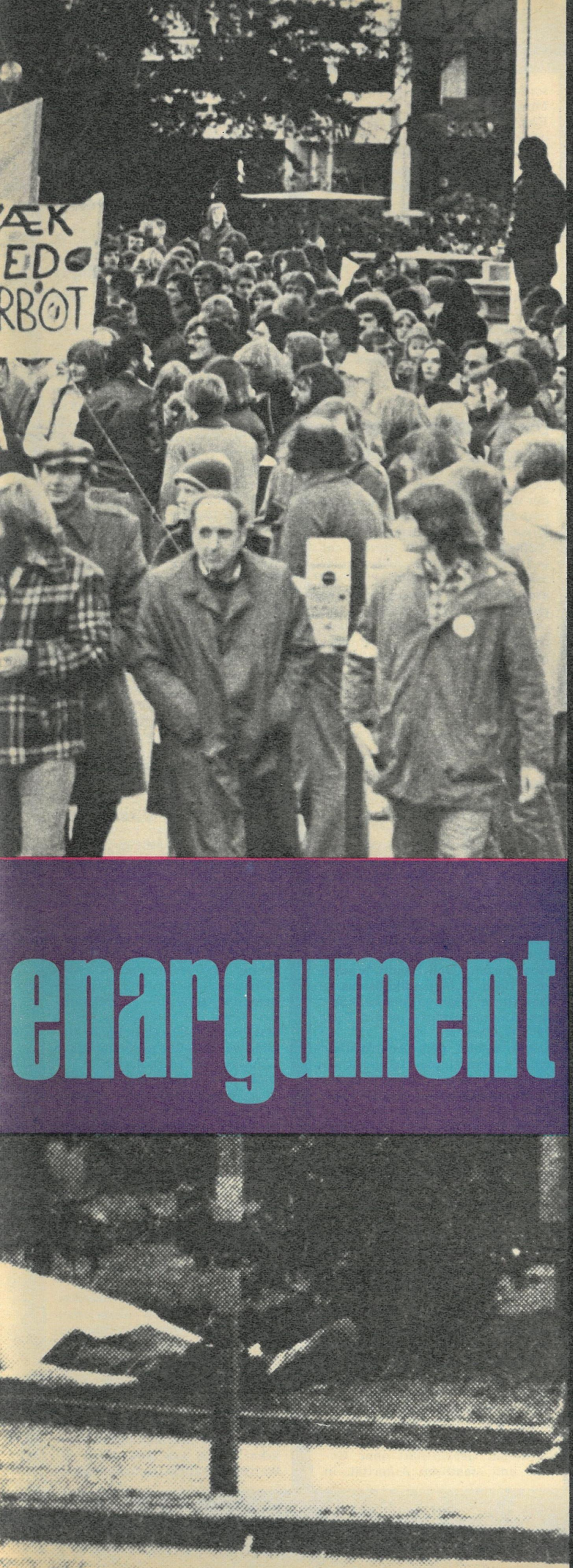


„Moskauer Tage“ in Berlin – junge Moskauer sind bei jungen Berlinern zu Gast. Im Jugendklub an der Ecke, der im Stadtbezirk Friedrichshain unter dem Namen „Karl Liebknecht“ zu finden ist. Themen für die Gespräche gab es genug. Man teilte sich mit, was man selbst wußte, Erfahrungen in der Arbeit der Jugendverbände zum Beispiel oder bei der Schaffung von Jugendklubs in Betrieben. Der hier gezeigte gehört zum VEB Vergaser- und Filterwerke. An Spaß und guter Stimmung war kein Mangel. Disko wurde groß geschrieben, und als die Aktuelle Kamera in ihrer Spätausgabe das sendete, was sie zuvor hier aufgenommen hatte, wurden gemeinsame vergnügliche Fernsehminuten dazwischengeschoben.

Fotos: Heinz Krüger, Volker Hohlfeld

Das Bomb

Zwei Fotos aus der BRD, im gleichen Jahr aufgenommen. Oben: Demokraten demonstrieren gegen die Berufsverbote. Unten: Opfer eines terroristischen Anschlages. Kein vernünftiger Mensch würde zwischen beiden Ereignissen eine Beziehung herstellen, denn die beiden Kampfmethoden – Demonstration um ein Menschenrecht und ein Attentat – unterscheiden sich wie Tag und Nacht. Allerdings nicht für diejenigen, denen beide Aktionen als Schlag gegen den „inneren Frieden" gelten. Mit aller Macht versuchen sie, die Schüsse der Terroristen und den Kampf von Arbeitern, Geistesschaffenden und Kommunisten um mehr Demokratie als lediglich unterschiedliche Kampfmethoden ein und desselben Ziels hinzustellen. Die Bomben und Salven aus Maschinenpistolen, die Entführten und Toten werden zum Alibi der Kreuzritter von heute.



enargument

Mit einer Illustrierten in der Hand eilen einige einflußreiche Herren durch die Stadt Gerlingen und zeigen jedem, der es sehen will, das Bild einer Schriftstellerin, die zur Dichterlesung geladen ist. Und prompt finden sich empörte Bürger, die Aktionen androhen, falls die „Kommunistenfreundin“ und „Sympathisantin der Terroristen“ Luise Rinser den Ort betritt. Die Illustrierte ist die „Quick“, und Luise Rinsers Konterfei ist nur eines unter vielen Bildnissen von „Sympathisanten“. Über den Porträts steht die Schlagzeile: „Natürlich sind die Frauen und Männer auf den folgenden Seiten keine Mörder, keine Terroristen. Jedoch ... wenn sie alle nicht gedankenlos zu Mitläufern geworden wären, dann ...“

Steckbriefe und Aufruf zur Lynchjustiz

Was dann? Diese Zeile ließe sich vielfach vollenden, doch zur Zeit findet man für die BRD nur eine schlüssige Auslegung: ... dann gäbe es von ihnen keine Steckbriefe. Und um Steckbriefe handelt es sich. Die faschistische „Deutsche Nationalzeitung“ ging noch resoluter vor: Sie nannte zu den Namen noch die Adressen. Die kritischen Demokraten stehen im Fadenkreuz des Beschusses. Von Springers „Bild“ zu „Leithammeln der Sympathisanten“, von der „Welt am Sonntag“ desselben Verlegers in die Armee der „schlotterhosigen Liberalisten“ und „marxistisch-leninistischen Bettnässer“ eingestuft, von der „Quick“ für „schlimmer als Baader-Meinhof“ gehalten ...
Die Generalabrechnung der Reaktion hat begonnen. „Sympathisant“ ist der Sprachknüppel.
Wie sagte F. J. Strauß auf einem CSU-Parteitag: „Man sollte einmal die, die für die Freiheit des Volkes angeblich kämpfen, dem Volk überlassen. Dann brauchen sich Polizei und Justiz gar nicht mehr darum zu kümmern.“ Das durch „Bild“ ins Bild gesetzte „Volk“ wird zur Lynchjustiz gebeten ...

Wenn es wieder irgendwo piff, paff macht ...

Im Kampf gegen den Linksradikalismus muß der Staat Zähne bekommen, beschwört Strauß. Auch eine Hyäne hat Zähne, warnt der Schweizer Schriftsteller Max Frisch. Wieviel Zähne braucht der Staat, um kräftig zubeißen zu können? Zweiundfünfzig? Gerade so viele Gesetze zur Perfektionierung des Machtapparates des Staates kamen seit 1969 dazu. Nach jeder Bombe ein Gesetz. nach jeder Entführung noch einige dazu. Das Berufsverbot, „Radikalenerlaß“ genannt, ist heute das gängigste antidemokratische Gesetz. Als „le Berufsverbot“ ist das Wort in die romanischen Sprachen eingegangen wie vor Jahrzehnten „Blitzkrieg“.
„Wenn es irgendwo wieder piff, paff macht, dann gibt es eine Sondersitzung, und alles ist gelaufen“, karikierte ein SPD-Bundestagsabgeordneter den Eifer, neue Gesetze zu gebären. Tatsächlich haben die letzten Schüsse hektische Gesetzesneuregelungen über die Verteidigerüberwachung und den möglichen Verteidigerausschluß mit sich gebracht. Doch selbst sie genügen vielen von der CDU und CSU nicht. Am liebsten würden diese Leute eine Menge Zellen verschließen und die Schüssel wegwerfen. „Sicherheitsverwahrung“ nennen sie das. Die Gesetze werden die andauernden Prozesse gegen die Terroristen überleben. Wen treffen sie dann?
Vor Jahren forderte Strauß die Macht für die CDU/CSU, damit bis „zum Rest dieses Jahrhunderts von diesen Banditen keiner es mehr wagt, in Deutschland das Maul aufzumachen“. Wen meint er mit Banditen? Die Anarchisten? Die schießen und öffnen nicht das Maul. Wem soll dann das Maul verboten werden? Allen, die zum „Umfeld der Terrorszene“ gerechnet werden: den kritischen Demokraten, den Gewerkschaften, der Arbeiterbewegung und insbesondere der Deutschen Kommunistischen Partei „als weitaus größte und gefährlichste verfassungsfeindliche Partei“ (CDU-Abgeordneter Spranger).
Wie willkommen waren die Bomben gerade jenen, die schon immer die organisierte Arbeiterbewegung zerschlagen wollten?

Die gewünschte Bombe zur richtigen Zeit und am richtigen Ort

Chicago, 4. Mai 1886. Auf dem Haymarket explodiert eine Bombe inmitten einer gegen Streikende vorrückenden Polizeiabteilung. Sie tötet sieben Polizisten, doch die Opfer der nun brutal um sich schießenden Gendarmen werden nicht genannt. Wer warf die Bombe? Niemand weiß es. Vier Arbeiterführer werden für eine Tat gehenkt, die sie nie begangen und nie gutgeheißen haben.
H. Wish, ein bürgerlicher Schriftsteller, schreibt Jahre später: „In ihrer Dankbarkeit gegenüber der Polizei brachten die Geschäftsleute Chicagos große Geldgeschenke für sie auf. Die Entdeckung von Bombenverschwörungen wurde zu einer profitablen Aktivität für die Chicagoer Polizeibeamten, wie ein ehemaliger Polizeichef in der ‚Chicago Daily News‘ vom 10. Mai 1889 bezeugte: ‚Es war meine Linie, die Lage so schnell wie möglich nach dem 4. Mai zu beruhigen ... Auf der anderen Seite wünschte Hauptmann Schaack Unruhe. Er wollte, daß man hier und dort und überall Bomben fände ... Nachdem wir die anarchistischen

Gesellschaften aufgelöst hatten, wollte Schaack Agenten aussenden, um sofort neue Gesellschaften zu organisieren.'"
Hauptmann Schaack wußte, was von ihm erwartet wurde. Am 4. Mai 1886 haben die Unternehmer der jungen Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung der USA einen schweren Schlag versetzt. Die Bombe explodierte am richtigen Ort, zur richtigen Zeit.
Wo Anarchisten vorerst lieber zum Stein griffen, traten ihnen oft Spitzel mit wirkungsvollerem Material zur Seite, um so die gewünschte Aktivität der Polizei zu veranlassen. So auch im Jahre 1968, bei einem stürmischen Aufmarsch jugendlicher Westberliner gegen den Besuch des US-Präsidenten Nixon. Einige Tausende Steine flogen. Der Agent des Verfassungsschutzes Peter Urbach versuchte, eine Bombe an den Mann zu bringen, bezeugt ein damals aktives Mitglied der Außerparlamentarischen Opposition. Die Provokation wurde Gott sei Dank durchschaut. Die Folgen einer Explosion wären unausdenkbar gewesen.

Attentate als Geschenke des Himmels

Der Anarchismus tritt stets dann in Erscheinung, wenn der Kapitalismus von Krisen geschüttelt wird, in denen große Teile des Kleinbürgertums und der Intelligenz der Existenzgrundlage beraubt werden. In dieser Situation finden sich stets radikale Einzelgänger, die sich zu anarchistischen Aktionen zusammenschließen. Auch der moderne Anarchismus ist ein Kind der imperialistischen Krise.
Er bietet sich der Reaktion als idealer Buhmann. Er bringt die Grundfesten des Kapitalismus niemals ins Wanken. Er beraubt einige Banken, die anderen arbeiten ungestört weiter; er erschießt einige Industrielle, die Monopole machen weiter Profite. Die gewählten Mittel der terroristischen Gewalt sind dem kapitalistischen Machtapparat vertraut, denn sie sind im Grunde seine Mittel. Gegen ein Gewehr bringt er Tausende auf, gegen eine Bombe unzählige Kanonen. Zuchthäuser und Gewehrsalven sind seit jeher seine bevorzugten Kampfmittel gewesen.
Der Anarchist gibt der Reaktion das langerwartete Signal, um „Ruhe und Ordnung" wiederherzustellen. Und in diesem Augenblick der Konfrontation fürchtet die Staatsgewalt nichts mehr als die organisierte, disziplinierte Arbeiterbewegung, die sich durch anarchistische Gewalttaten nicht zu unüberlegten Aktionen provozieren läßt und somit der Reaktion den Anlaß entzieht, ein Blutbad anzurichten. Doch der Versuch wird nie unterlassen, der Öffentlichkeit einzureden, die Kommunisten seien die Hintermänner anarchistischen Terrorismus.
Jedes Attentat, jede Bombe waren für die Reaktion ein Geschenk Gottes. Selbst wenn Zaren, Minister, Staatsanwälte und Präsidenten auf der Strecke blieben. Sie waren ersetzbar, unersetzlich jedoch waren die Anlässe, die es ermöglichten, gegen die organisierte Arbeiterbewegung vorgehen zu können. Nach dem mißglückten Attentat auf Kaiser Wilhelm I. am 11. Mai 1878 nutzte Bismarck die Gunst der Stunde, um die Sozialdemokratie der geistigen Urheberschaft zu bezichtigen. Eine „Sympathisanten"-Hatz à la Bismarck war die Folge. Dieses und ein zweites Attentat auf den Kaiser nahm der Kanzler zum Anlaß, die Sozialdemokratische Partei durch das sogenannte Sozialistengesetz zu verbieten.
„Wir bekämpfen den Glauben an die nützliche Wirkung der Attentate auf das allerentschiedendste. Niemals wird uns der Glaube kommen, mit der gewalttätigen Beseitigung mächtiger Persönlichkeiten, die uns entgegentreten, einen besonderen Vorteil zu haben", meinte August Bebel und fügte hinzu: „Vielmehr tritt das Gegenteil ein." Er sprach die Stellungnahme der Marxisten aus. Dessen ungeachtet übernahm die bürgerliche Presse gern die Verleumdungskampagne, um die Marxisten zu diskreditieren. Wenn heute von vielen BRD-Bürgern bürgerliche Schriftsteller, Theologen, Künstler für Kommunisten und die Anarchisten samt und sonders für Marxisten-Leninisten gehalten werden, so haben an dieser Legende nicht ohne Erfolg die „Zeitungsknechte" gewebt, die den Abgrund zwischen dem Sozialismus und dem Anarchismus als nicht vorhanden hinstellen möchten, wie Lenin schon um die Jahrhundertwende festgestellt hat.

Verschwörung gegen den Kampf der Befreiung

Der Anarchismus ist eine Antwort auf die erste bürgerliche industrielle Revolution. Diese schuf das große Eigentum auf der einen Seite und die Verelendung auf der anderen und wurde zur ständigen Bedrohung des Kleineigentümers. Der Anarchismus ist eine kleinbürgerliche „Ideologie der Verzweiflung" (Lenin), ein verzweifelter Versuch, die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, den bürgerlichen Staat und jegliche gesellschaftliche Autorität zu negieren.
In der Kampfansage an jede Autorität blieb der Anarchismus sich stets treu. Doch die menschliche Gesellschaft würde in den Urzustand zurückfallen, wenn sie die Autorität nicht als eine Lebensnotwendigkeit anerkenne, meinte Engels. Ohne Autorität ist auch jeglicher Kampf um die Befreiung der Arbeiterklasse illusorisch. Diese Autorität ist die Partei. Der wohl namhafteste und militanteste Anarchist des 19. Jahrhunderts, der Russe Michail Bakunin (1814 bis 1876), zweifelte nicht nur die Autorität einer starken Arbeiterpartei an, sondern trat auch aktiv gegen Marx und Engels und ihren Kampf um die Bildung revolutionärer Avantgarden auf.
„Zum ersten Mal in der Geschichte der Kämpfe der Arbeiterklasse stoßen wir auf eine geheime Verschwörung, die angezettelt worden ist inmitten dieser Klasse selbst und dazu bestimmt ist, nicht das bestehende Ausbeutersystem zu unterminieren, sondern gerade die Assoziation, die es aufs energischste bekämpft. Es ist eine Verschwörung, die gegen die proletarische Bewegung selbst gerichtet ist." Engels gab die Meinung der kommunistischen Bewegung wieder.

Die profitable Wissenschaft der Zerstörung

Der anarchistische Terrorismus, der um 1968 in Italien, Frankreich und der BRD als Antwort auf die Krise des Imperialismus seinen Anfang nahm, blieb konsequent auf den Bahnen des Antimarxismus und bereicherte die anarchistischen Theorien durch einen vehementen Antisowjetismus. Die These von der „sozialimperialistischen" Sowjetunion übernahmen die Linksradikalen vom Maoismus.
Bemerkenswert an dieser Entwicklung ist, daß bürgerliche Verlage, auch der Springer-Verlag, diesem Revoluzzertum die Munition lieferten. Bis 1973 wurden 23 Neuerscheinungen anarchistischer Schriften aufgelegt. Darunter auch die Schriften Bakunins mit dem Kernsatz: „Der Revolutionär kennt nur eine Wissenschaft: die Zerstörung" sowie jene Trotzkis, in denen Sätze wie: „... der Krieg ebenso wie die Revolution (beruht) auf Einschüchterung ...", die Revolution „erschlägt den einzelnen und schüchtert Tausende ein ..." zu griffigen Maximen wurden. Dem Anarchisten Cohn-Bendit brachte sein Buch „Linksradikalismus — Gewaltkur gegen Alterskrankheit des Kommunismus" in der BRD 100 000 Mark ein.
Lenin nennt den Anarchismus einen „umgestülpten bürgerlichen Individualismus". Tatsächlich hat die Bourgeoisie und ihre Philosophie mit dem Anarchismus Wesentliches gemeinsam: Sie stellen die Freiheit der Persönlichkeit — natürlich nur die Freiheit ihrer eigenen Persönlichkeit — über die der Gesellschaft. Beiden Weltanschauungen ist das Volk nur Kulisse: dem Kapitalisten als Produzent und Verbraucher seiner Waren, dem Anarchisten als stumpfe Masse, die man durch Aktionen in ihr Glück zwingen muß.
Der Bourgeois betrachtet den bürgerlichen Staat als **seinen** Sachwalter, dessen Gesetze sein großes Eigentum schützen. Die „Umstülpung" besteht darin, daß der Anarchismus eben diesen Sachwalter des privilegierten Egoisten zerstören will. Der Anarchismus jagt somit einem Phantom nach: einer künftigen Gesellschaft ohne Gesetz und staatliche Autorität, in der jeder ein Eigentümer sein soll. Und würde man den Gedanken richtig zu Ende denken, so wüßte man, daß die Gewalt und Konkurrenz, die in dieser Gesellschaft notwendigerweise herrschen müßte, großes Eigentum — also wieder neuen Kapitalismus — schaffen würde.

Fronten ohne Frontlinie

Man kann manchem Anarchisten nicht „das Herzklopfen für das Wohl der Menschheit" absprechen, doch in der Regel ist es längst übergegangen „in das Toben des verrückten Eigendünkels". Ein treffliches Wort des Philosophen G. W. F. Hegel. Der blinde Kampf, das Fehlen jeder progressiven Theorie und die terroristische Kampfmethode haben einige kritische Beobachter zur Feststellung veranlaßt, die Baader-Meinhoff-Leute seien die „Kinder Hitlers". Diese Formulierung mag erstaunen und ist in dieser Verknappung bestimmt irreführend. Doch der massenhafte Terrorismus des Hitlerfaschismus wie auch in der heutigen Ausprägung in Chile hat terroristische Kampfmethoden längst als das entlarvt, was sie sind: als Amoklauf einer zum Tode verurteilten Herrschaft. Auch der Anarchismus wird nie eine Zukunft haben und flüchtet in den extremsten Terror.
Es sollte zu denken geben, daß der Chef der italienischen linksradikalen „Roten Brigaden" aus der faschistischen Terrorgruppe „Ordine Nuovo" kommt. Dieser Übertritt ist kein Schritt über ideologische Zäune hinweg, sondern eine folgerichtige Identifizierung mit den anarchistischen Kampfmethoden. Auch der ehemalige Chef des italienischen Geheimdienstes Miceli, der faschistischen Geheimbündelei überführt, inspirierte die „Roten Brigaden" zu einigen Attentaten. Immer häufiger sind nun kommunistische Arbeiter und Abgeordnete die Opfer dieser miteinander verfilzten Banden. Kürzlich erst wurde Carlo Castellano, Mitglied des KPI-Parteivorstandes in Ligurien, niedergeschossen.
Diese Verflechtung von Anarchismus, Kriminalität und reaktionärster Gesinnung ist keineswegs neu. Im jungen Sowjetrußland haben die Machno-Anarchisten im Bürgerkrieg sehr schnell ihre natürlichen Bündnispartner gefunden: Kriminelle, geflohene Weißgardisten und Lumpenproletarier. Aus dem angeblichen Krieg um die „Rechte des Volkes" wurde eine blutige Abrechnung mit den Kommunisten und ihren Verbündeten.
Der kleinbürgerliche Anarchismus war in allen historischen Situationen dem reaktionären Terror eng verbunden. Als der Hitlerfaschismus — „die offene terroristische Diktatur der reaktionärsten ... Elemente des Finanzkapitals" — antrat, die organisierte Arbeiterbewegung zu zerschlagen, strömten ihm beachtliche Kräfte aus dem durch die Weltwirtschaftskrise anarchistisch

Das Bombenargument

radikalisierten Kleinbürgertum und dem Lumpenproletariat zu, die den demagogischen Losungen von der „national-sozialistischen Erhebung“ und dem „Kampf gegen die Plutokratie“ erlegen sind.

Die Saat des Terrors geht auf

Vor Jahren schrieb Professor Renate Riemeck an ihre Adoptivtochter Ulrike Meinhof: „Du weißt, daß ihr dazu verurteilt seid, die Rolle einer Geisterbande zu spielen, die der Reaktion als Alibi für die massive Wiederbelebung einer antikommunistischen Hexenjagd dient.“ Die Hexenjagd ist nun im Gange ...

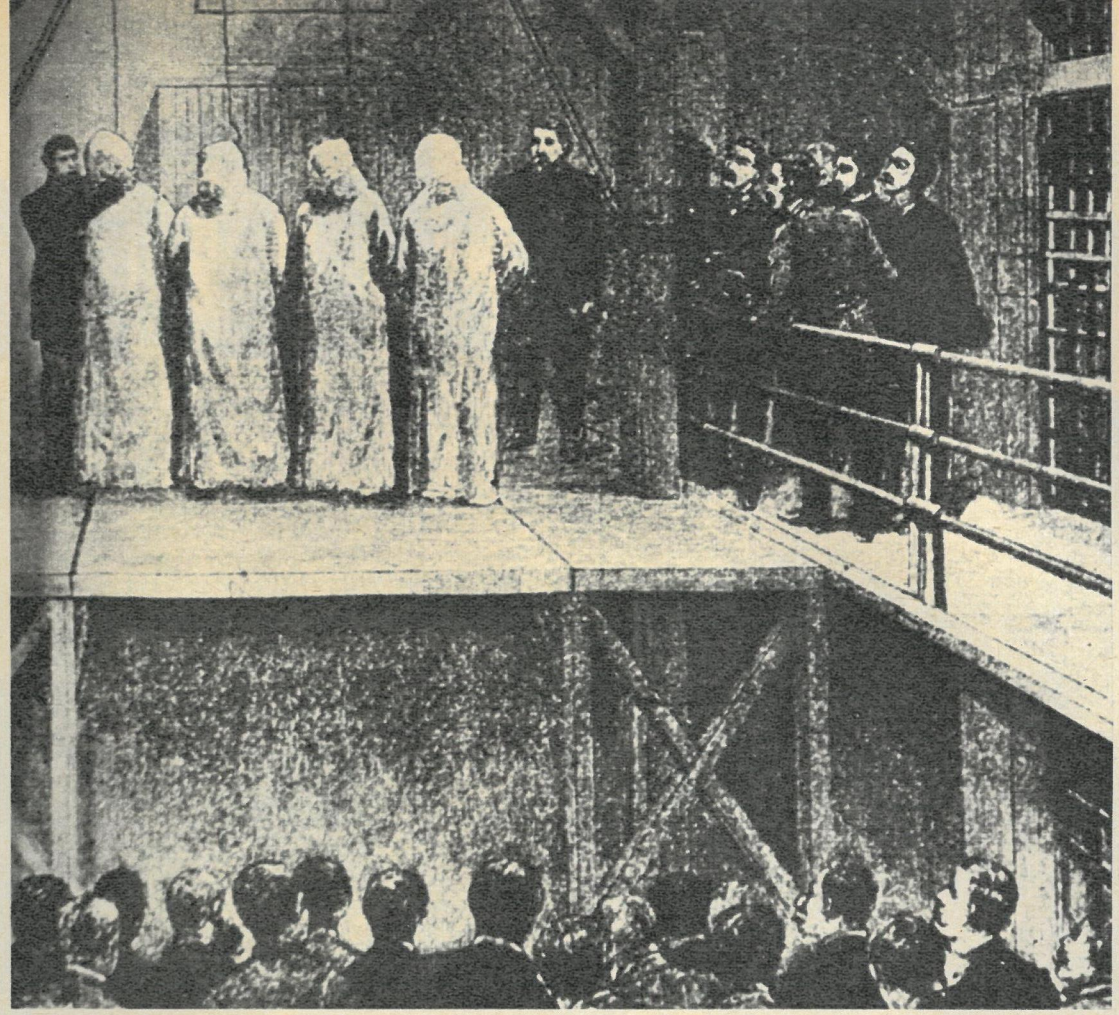
Heute können 80 Polizisten in der Gemeinde Rolandswerth bei drei unbescholtenen Bürgern das Haus zuunterst kehren und dann ohne ein Wort der Erklärung von dannen ziehen ...

Heute kann im Schein legaler Terrorbekämpfung folgendes geschehen: Die CDU-Abgeordnete Roswitha Wiesniewski fordert öffentlich eine „Rückkehr zur Härte und Strenge“ an den Schulen, denn die „allzu lasche Erziehungsgestaltung der vergangenen Jahre ist eine nicht unerhebliche Ursache für Terrorismus und Radikalismus“. Die Dame fordert die Prügelstrafe. Hierzu eine Anmerkung: 150 000 schwere Kindesmißhandlungen werden jährlich in der BRD bekannt, die Dunkelziffer ist weitaus höher. An die 600 Kinder werden jährlich zu Tode gequält. Die „äußerste Bedrohung des Rechtsstaates“, der anarchistische Terror, hat diesen Blutzoll nie erreicht ...

Heute können ehemalige faschistische Sonderrichter als Verteidiger der SS-Mörder von Majdanek einen Sachverständigen wegen „Befangenheit“ ablehnen, weil er einen jüdischen Mentor für seine Doktorarbeit gehabt hat. Eine angeklagte KZ-Aufseherin darf eine polnische Zeugin anschreien: „Lügnerin, du sollst die Wahrheit sagen!“ Die in Düsseldorf erscheinende „Deutsche Volkszeitung“ vermerkt dazu: „Die Angeklagte muß die Zeit und die Stimmung für günstig gehalten haben, das alte Verhältnis SS-Herrenmensch und Häftling ungestraft wiederherstellen zu können.“ Die Angeklagten befinden sich auf freiem Fuß ...

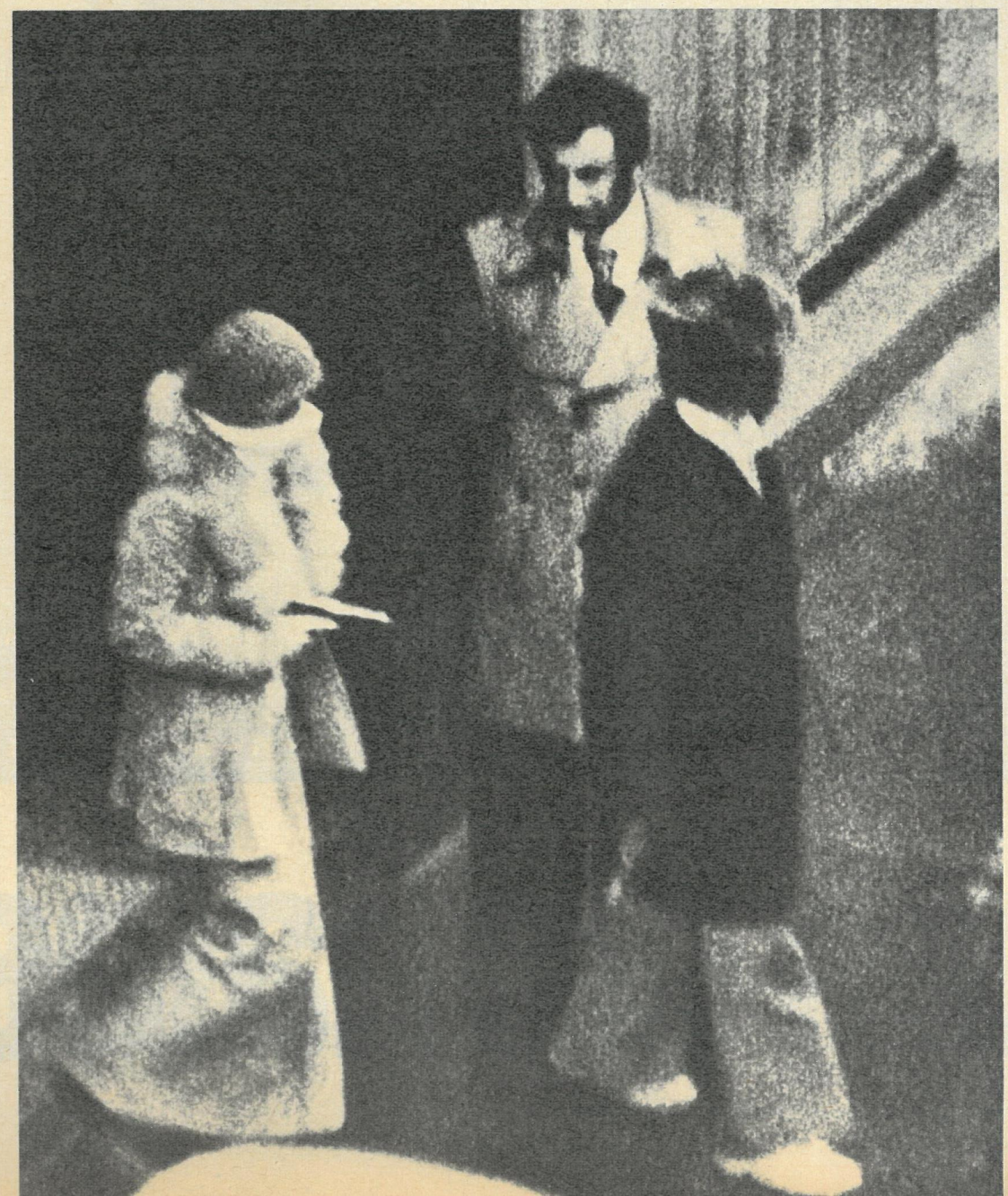
„Wehe, wenn wir nicht entrüstet sind“, meint Pastor Martin Niemöller.

Text: Hans Bergmann
Fotos: Archiv, ZB

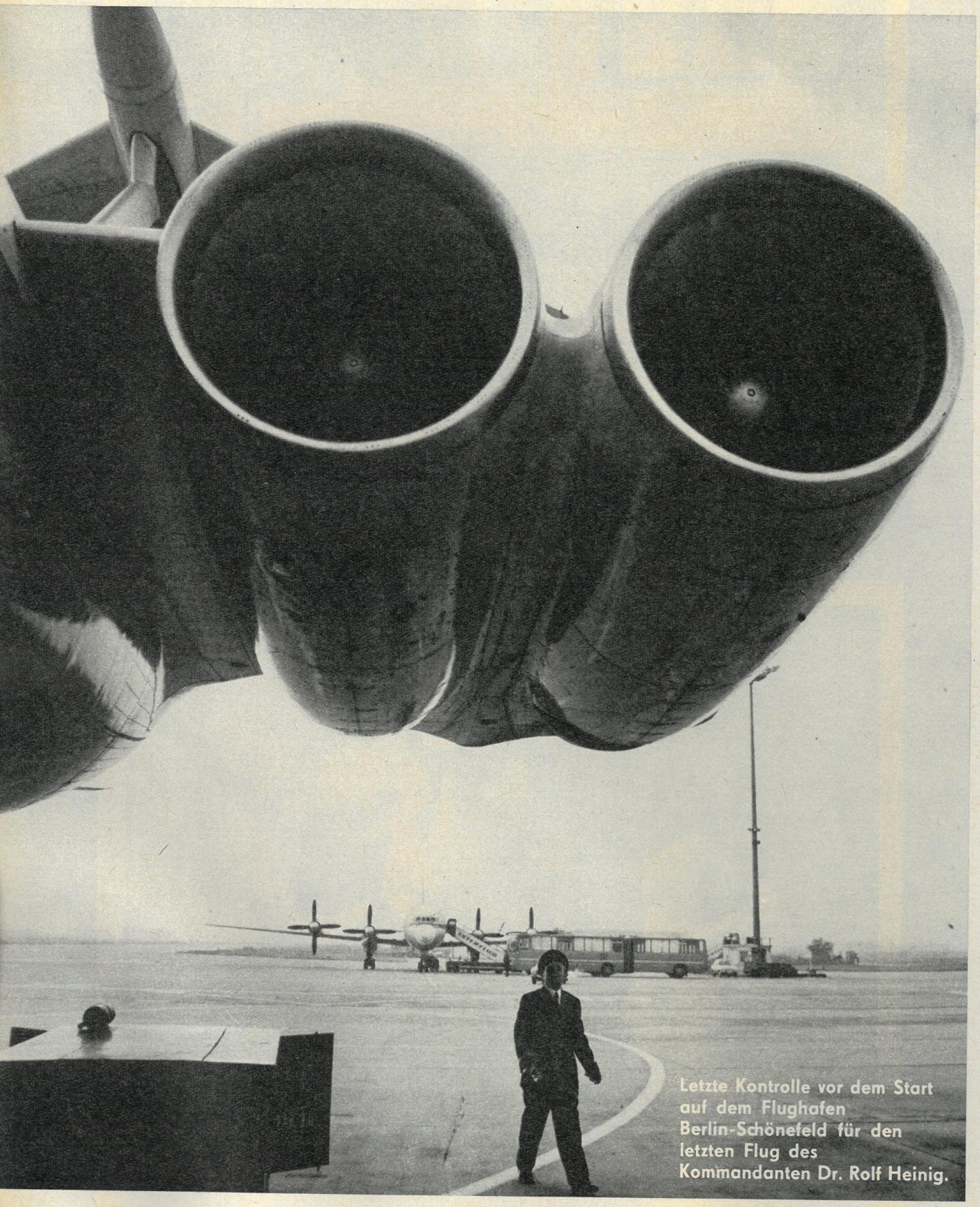


Vier amerikanische Arbeiterführer werden für ein Attentat gehenkt, das am 4. Mai 1886 ein Pinkerton-Provokateur aus der Privatpolizei der Unternehmer begangen hat.

Die Terroristen entführen arabische Olminister aus Wien (Foto), das Öl hört nicht auf zu fließen; sie erschießen einen Bankier, die Banken machen ungehindert Profit; sie töten den obersten Ankläger der BRD, doch die Klassenjustiz bleibt.



Ein Pilot steigt um oder: Nach Dresden



Letzte Kontrolle vor dem Start auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld für den letzten Flug des Kommandanten Dr. Rolf Heinig.

Als er an einem milden Wintertag der IL 62 entstieg, von seinen Kollegen an der Gangway in Empfang genommen und zu einem kleinen Empfang begleitet wurde, war dies sein letzter Flug als Chefpilot der INTERFLUG. Aus dem Kommandanten Dr. Rolf Heinig war der Professor an der Dresdener Verkehrshochschule „Friedrich List" geworden. Lothar Willmann begleitete ihn auf dem letzten Flug nach Moskau und fotografierte. Dieter Heimlich fragte Professor Dr. Rolf Heinig nach seinem bisherigen Werdegang und notierte einige Stationen daraus.

Die Bordinformation der IL 62 mit dem Kennzeichen DM-SEB, morgens um 8.30 Uhr, kurz nach dem Start in Berlin-Schönefeld, teilte die Fluggeschwindigkeit – 850 km/h – und die Flughöhe von 11 300 m mit, ferner, daß draußen minus 54 Grad, in der Kabine dagegen plus 20 Grad Celsius gemessen wurden ...

Einundzwanzig Jahre vorher, im Oktober 1956, flog eine Gruppe von einundzwanzig Flugzeugführern die gleiche Strecke, um nach Uljanowsk zu gelangen. Ihr Ziel war die Höhere Fliegerschule. Der Krieg war erst elf Jahre vorüber, und die Bewohner von Uljanowsk sahen diese Deutschen, die alle schon einmal in der Sowjetunion gewesen waren, mißtrauisch an. Es waren Flieger, die in faschistischer Uniform einst in dieses Land gekommen waren. Und nun wurden ihnen sämtliche Geheimnisse der IL 14 anvertraut, die sie demnächst fliegen sollten.

Der erfüllte Traum

Rolf Heinig hatte schon als Junge davon geträumt, Verkehrsflieger zu werden. Der Krieg sollte diesen Traum anscheinend völlig unsinnig werden lassen. Als Rolf Heinig in sein Heimatdorf im Sächsischen zurückkehrte, war er trotzdem fest

um die halbe Erde

Ein Glas Sekt nach der Rückkehr auf den Abschied des Kommandanten und auf die Zukunft des Hochschullehrers Professor Dr. Heinig (rechts).

Nach Dresden um die halbe Erde

Eine Nelke im Cockpit und eine für jeden Passagier der Maschine auf der „Route der Freundschaft" während seines letzten Fluges.

überzeugt davon, daß ein moderner Staat nicht werde ohne Luftfahrt auskommen können. Es schien ihm dies nur eine Frage der Zeit. So absolvierte er die Vorstudienanstalt in Chemnitz, begann eine Ingenieurausbildung, wurde mit den faszinierenden Energien vertraut gemacht, die ein Walzwerker einsetzt, um aus einem Stück Stahl einen Draht oder eine Schiene zu fertigen. Dort aber lernte er in seinem Prorektor für Studienangelegenheiten Richter den späteren Professor am Aerodynamischen Institut der Dresdener TU kennen. Zwar schrieb Rolf Heinig an der Freiberger Bergakademie noch eine Diplomarbeit über Walzwerkprobleme, aber schon 1955 wurde er von seinem ehemaligen Lehrer herangezogen: Die Luftfahrtindustrie war sein Ziel.

Wo Flugzeuge gebaut werden sollten, würde es eines Tages auch Testpiloten geben. Sein Ziel erreichte er freilich auf anderem Weg viel schneller: Ein Jahr darauf wurde Rolf Heinig von verantwortlichen Genossen gefragt, ob er am Aufbau der Verkehrsluftfahrt in der gerade sieben Jahre jungen DDR mithelfen wolle.

Im April 1956 zog er mit Frau und Sack und Pack um. Er hatte ein paar Jahre zuvor verkündet: Wenn es die Möglichkeit gibt, daß ich fliegen kann, laufe ich dorthin notfalls barfuß! Seine Frau hatte das mit mildem Lächeln auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben, damals ...

Seine erste Aufgabe bestand darin, die Verkehrsfliegerschulung zu organisieren. Dazu aber brauchte die eben gegründete Luftfahrtgesellschaft der DDR Piloten. Und die mußten erst einmal gefunden werden.

Als Diplomaten in Uljanowsk

Ein Jahr lang sah Rolf Heinig Tausende von Bewerbungen durch, um 20 alte Flugzeugführer, 20 Mechaniker und 20 Bordfunker herauszufinden, die sich seit der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft ehrlich um den Aufbau unserer neuen Gesellschaft bemüht und bewährt hatten. Die 20 Flugzeugführer und der eine, der sie mit ausgesucht hatte, durften im Oktober 1956 nach Uljanowsk. Das Zeugnis der Hochschule, ausgestellt am 13. Februar 1957 für Rolf Heinig, trägt in den sechs bewerteten Fächern der theoretischen Ausbildung und den vier Disziplinen des Flugtrainings sämtlich die Höchstnote fünf!

Als Jahre später Gerhard Eisler eine Rundfunksendung aus Uljanowsk übertrug, wurde ihm von dieser ersten Gruppe von Fliegern aus der DDR erzählt, sie habe in dieser Stadt viele der schrecklichen Kriegserinnerungen der Bewohner besänftigt. Aus Fleiß, Disziplin und Zurückhaltung erfuhren sowjetische Menschen ganz persönlich, daß es Deutsche gab, die sich von denen unterschieden, die sie vorher erlebt hatten ...

Gewitter vor Haiphong

Die Ladung bestand aus medizinischen Geräten und Blutplasma, gespendet von Menschen aus Frankreich und England, zusammengestellt vom Internationalen Solidaritätskomitee für Vietnam. Vierzehn Tonnen Blutplasma! Wie immer verabschiedete sich der sowjetische Flugsicherungsdienst mit Ratschlägen und guten Wünschen, solange der Flugkontakt reichte. Diesmal schienen alle guten Wünsche nichts zu helfen. Eine tropische Gewitterwand türmte sich bis zu 14 000 Metern Höhe auf. Parallel zur Flugroute zog sich die Front hin. Es gab nur zwei Möglichkeiten — der Gewitterwand auszuweichen und über Haiphong, wo die Maschine nicht angekündigt war, abgeschossen zu werden oder auf 7000 Meter hinunterzugehen und irgendwie über die militärische Frontlinie zu gelangen. Das Radargerät war unbenutzbar geworden: Von der elektrostatischen Aufladung der Gewitterwolken wurde der ganze Schirm erhellt. Über eine Stunde wußten der Flugkapitän und seine Besatzung nicht sicher, wo sie sich befanden. Im Zentrum eines Gewitters oder zwischen zwei Gewittern? Die Erschütterungen der Maschine wurden so heftig, daß es schien, eine Tragfläche sei abgerissen. Die IL 18 hielt diesen unfreiwilligen Testfall ebenso aus wie die Besatzung.

Rolf Heinig hat auch tonnenweise Trockenmilch nach Angola geflogen, Gulaschsuppen in Fünf-Kilo-Beuteln, Schiffszwieback und Zelte. Und manches afrikanische Land, das die Maschinen der INTERFLUG mit Solidaritätsgütern erwartete, besaß keine ausreichende Rollbahn für solch große Maschinen. Dann erprobte Heinig sämtliche, auch in keiner Vorschrift erwähnte, Manöver, um trotz tropischer Hitze und unzulänglicher Piste Maschine und Fracht zu schützen. Eine IL 62 ist so wertvoll wie das Anlagevermögen eines mittleren Betriebes. Während eines Fluges nach Angola entstand eine schwierige Situation wegen eines technischen Defektes. Die Maschine hatte bereits Verspätung, es ging auf Mitternacht zu. Rolf Heinig mußte die Maschine landen. Die nächste Möglichkeit war die Republik Tschad. Die wichtigste Überlegung: Wird die Maschine heil auf den Boden zu bringen sein, auf unbekannter Rollbahn! Die nächste Überlegung: Wie wird es mit Treibstoff dort unten aussehen? Als die Maschine ausrollte, stand bereits ein Vertreter der sowjetischen Fluggesellschaft Aeroflot an der Gangway, um die Genossen aus der DDR zu begrüßen und sie zu unterstützen. Rolf Heinig fiel der berühmte Stein vom Herzen. „Das ist doch selbstverständlich", sagte der sowjetische Kollege. „Ich habe schon ein paar Stunden, seit eurer Ankündigung, hier gewartet."

Wenn Heinig seine ehemaligen sowjetischen Ausbilder Borylow oder Pawlow auf irgendeinem internationalen Flughafen wiedertraf, nahmen alle Umstehenden an, zwei Brüder hätten sich nach langer Trennung wiedergefunden ...

Menschen, Kräfte und Maschinen

Nach der IL 14, für die Rolf Heinig zuerst in Uljanowsk ausgebildet worden war, erprobte er für die INTERFLUG die TU 104, er flog die IL 18, ab 1965 die AN 24, ab 1968 die TU 134, ab 1970 die IL 62. Und für Kunstflugvorführungen oder zu Ausbildungszwecken erprobte er sich noch an einigen kleineren Flugzeugtypen.

Der Passagier, während er seine Zeitung liest und dann sein Frühstück serviert bekommt, macht sich kaum Gedanken über das Vehikel, dem er sich anvertraut hat, oder über die Arbeit der Besatzung in der Zeit des Fluges. Die IL 18 hat vier Triebwerke mit einer Stärke von jeweils 4000 Start-PS, also insgesamt 16 000 PS. Hatte die TU 104 noch 9500 Kilopond Schubleistung, so bringt es die IL 62 bereits auf 42 000 Kilopond. Umgerechnet in elektrische Leistung könnte solch ein Aggregat eine mittlere Stadt mit Energie versorgen.

Wenn Rolf Heinig nach Havanna startete, mußte er ein Abfluggewicht von 160 Tonnen in die Luft bringen, davon sind etwa 16 Tonnen Nutzlast. Der Treibstoffvorrat aber beträgt über 55 Tonnen. In sieben Stunden werden in der Luft ungefähr 11 000 Kilokalorien verbraucht.

Die rasche Entwicklung der modernen Luftfahrtindustrie hat schnellere und bequemere Passagiermaschinen hervorgebracht. Ihre elektronische Ausrüstung ist — zulasten des Flugzeugpreises und zugunsten der Sicherheit! — zwar angewachsen. Aber die Menschen, die diese Maschinen führen, sind mit keinen anderen Organen ausgestattet als sie Charles Lindbergh besaß, der 1927 zum ersten Mal im Nonstopflug den Atlantik überquerte.

Die IL 14 wurde im Landeanflug mit 180 Stundenkilometern, also etwa 45 Metern in der Sekunde, gesteuert. Mit der IL 18 wurden es 250 bis

260 km/h, also 60 bis 70 Meter in der Sekunde. Mit der IL 62 nun sind es schon 310 km/h, und das sind 85 bis 90 Meter in der Sekunde! Hatte der Pilot einer IL 14 auf den letzten 1000 Metern noch 20 Sekunden Zeit für seine Entscheidungen, so sind ihm bei der IL 62 gerade noch elf Sekunden verblieben. Fünf Sekunden aber verstreichen, ehe der Riesenvogel überhaupt auf den gegebenen Befehl reagiert. Die Entscheidungshöhe des Kommandanten, ob er die Landung wagen kann oder ob er durchstarten muß, ist identisch mit der Wolkenuntergrenze. Das Minimum liegt bei 60 Metern. Die zweite Ziffer, die ihn dann interessiert, ist die Sichtweite, die mindestens 800 Meter betragen soll. Kommt die Maschine aus den Wolken heraus, muß der Kommandant sofort entscheiden können, ob er das Landemanöver fortsetzt und welche Korrekturen er noch an der Lage des Flugzeuges vornehmen kann ...

Überlegungen wie diese hat wahrscheinlich jeder Flugzeugkommandant im Schlaf zu beherrschen. Zur Arbeit des Verantwortlichen Hauptinstrukteurs für die fliegerische Aus- und Weiterbildung, wie Rolf Heinigs Funktionsbezeichnung lautete, gehörte nicht unbedingt, daß er auch die verbesserte Ausrüstung der Flugzeuge in Beziehung setzte zur Ökonomie. Wenn die teure Elektronik der Verbesserung der Navigation und damit der Sicherheit dient, so überlegte er, müßte dies auch der Ökonomie zugute kommen. Mit besserem Gerät ist die Standortbestimmung, die Einschätzung der Situation leichter geworden. Jede Flugminute kostet Hunderte von Mark. Konnte man mit älteren Geräten nur bis zu 100 Meter Wolkenhöhe und bei 1000 Metern Sicht landen, so haben die neueren Geräte die Grenzwerte reduziert. Dann kann das Flugzeug auch bei schlechterem Wetter den Flugplan einhalten. Die Fluggäste brauchen nicht mehr in allen Situationen ihre Termine versäumen, die noch vor zehn Jahren als ganz flugunmöglich angesehen wurden. Die Fluggesellschaft braucht kein zusätzliches Essen zu servieren oder Hotelzimmer zu reservieren. Heinig rechnete all diese Positionen aus und kam zu astronomischen Summen. Er wußte, daß Luftfahrt für sich allein genommen nie ein rentables Unternehmen sein kann, sondern nur im ganzen Rahmen der Volkswirtschaft abrechenbar ist. Ihm schien aber, daß die Kosten erheblich zu senken wären. Regelmäßiger Flugverkehr ist für das Luftfahrtunternehmen und auch für die Passagiere ein ökonomischer Fortschritt. Und der preiswerteste Flug ist der sichere Flug. Wenn, so rechnete er weiter, die IL 18 eine um so vieles verbesserte Elektronik besitzt, müßte die Sicherheit erhöht werden können durch Konzentration der Arbeit im Besatzungskollektiv. Er rechnete den technologischen Ablauf der Arbeit in einer älteren Maschine durch, wiederholte diese Aufrechnung für die neue Maschine und — beschloß, statt mit fünf Mann mit vieren auszukommen. Es war international ein Experiment, das noch niemand gewagt hatte. Und der Erfolg entschied, daß Rolf Heinig richtig gerechnet hatte. Daß nicht alle seine Kollegen von diesen Neuerungen begeistert waren, nahm er als vielen anderen Neuerungen ähnliche Nebenwirkung und als Anfangsreaktion in Kauf.

Pilot auf dem Podium

Bereits während seiner Ausbildungsarbeit im Dienst der INTERFLUG hatte die Dresdener Verkehrshochschule „Friedrich List" ihm angetragen, ein Lehramt zu übernehmen. Freilich sollte er nach akademischem Brauch dafür einen Doktorhut tragen. Als er diese Bedingung erfuhr, hätte er fast kapituliert. Wenn sie seine Erfahrungen nutzen wollten, dann würde es doch wohl ohne diese Bedingung abgehen? Aber er setzte sich schließlich doch hin und schrieb eine Dissertation. Neben der Belastung, die der aktive Flugdienst mit sich bringt! Seit Beginn dieses Jahres ist er nun dabei, als Professor einen Lehrstuhl für die Technologie des Flugtransports aufzubauen. Und sicherlich ist er der erste Pilot, der auf das Podium eines Hörsaales steigt. In der Vorlesung über Flugsicherheit hat er vor, auf all jene Probleme einzugehen, die dem Einfluß des Piloten erreichbar sind. Er weiß um den hohen Grad von technischer Sicherheit, mit der die sowjetischen Flugzeuge ausgestattet sind. Er weiß aus Erfahrung, daß die Einstellung des Kommandanten zu seiner Arbeit und die Beziehung zu seinem Kollektiv, auf dessen Leistung er angewiesen ist, wichtige Voraussetzungen für den sicheren und pünktlichen Flug sind. Ebenso aber weiß er, daß ein technischer Fehler oder menschliche Unzulänglichkeit nie völlig auszuschließen sind. Er wird den künftigen Technologen sogar jene Tricks beibringen, derer er sich selbst in heiklen Situationen bedient hat, die zwar in keiner Vorschrift genannt werden, zur Sicherheit dieser Arbeit aber dazugehören.

Und er wird von jener Erfahrung sprechen, die alle Anfänger im Cockpit gemacht haben: Der Flieger muß seine eigenen Gefühle beherrschen lernen. Selbst wenn es ihn noch so sehr drängt, die Erde zu sehen, muß er sich der Unbestechlichkeit seiner Instrumente anvertrauen. Signalisieren sie ihm, daß er den Landeanflug so und nicht anders zu bewerkstelligen hat, dann muß er der Technik mehr vertrauen als dem eigenen Gefühl!

Rolf Heinig, Jahrgang 1924, hat nach jedem Flug die Arbeit zuerst für sich ausgewertet, hat die eigene Arbeit, die seines Kollektivs analysiert, um die eigene Qualifikation, die eigene Leistungsfähigkeit stets unter Kontrolle zu behalten. Seine bemerkenswerte Elastizität hat er sich mit Schwimmen, Radfahren, Skilaufen und mit Waldspaziergängen erhalten. Und mit theoretischer Arbeit hat er seine geistige Flexibilität geschult. Was nie ausschloß, daß er sich mehr für Schnulzen als für die Puhdys interessierte und die Fußballspiele von Dynamo Dresden am Fernsehschirm verfolgte.

Für seinen Weg an die Verkehrshochschule in Dresden brauchte er Millionen von Flugkilometern, zwischen Havanna und Tokio. Dabei hat er all das gelernt, was künftigen Flugzeugkommandanten und den Technologen am Boden von Nutzen sein wird. Der einzelne in solchem Kollektiv kann nicht alles lernen, sonst verlängerte sich seine Ausbildungszeit ins unermeßliche, aber der einzelne — ob Bordingenieur oder Navigator — kann durch seine Leistung zu der des Kollektivs beitragen. Und bei aller selbstkritischen Rückschau auf seine Tätigkeit als Leiter besitzt er auch die Erfahrungen, die ein künftiger Leiter braucht, den differenzierten Umgang mit seinen Mitarbeitern zu beherrschen. All das wird er weitergeben — was er selbst zuerst in Uljanowsk und dann über weitere zwei Jahrzehnte in der Luft gelernt hat.

Empfang in Moskau durch den Vertreter der Aeroflot, Genossen Winogradow (links), begleitet von INTERFLUG-Direktor Wagner (rechts).

Momentaufnahmen

Momente aus dem Leben des Fotoreporters Jakow Chalip,

aufgezeichnet von Dieter Heimlich

Hauptmann Jakow Chalip, aufgenommen von Konstantin Simonow

September 1941 im belagerten Odessa: Konstantin Simonow befragt rumänische Bauern in der faschistischen Uniform, die gerade gefangen genommen wurden.

Im letzten Heft: 1924 nahm Jakow Chalip als Sechzehnjähriger das erste Foto seines Lebens auf: die Beisetzung Lenins. Er wurde in Moskau als Filmfotograf ausgebildet und begann als Fotoreporter zu arbeiten: bei der Papanin-Expedition, zu aktuellen Anlässen, als „Porträtist" von Pawlow und Gorki ...

Im Februar 1941 wurde Jakow Chalip auf Beschluß des Zentralkomitees der KPdSU Chefredakteur der Zeitschrift „Sowjetskoje Foto". Er hatte gerade die erste Ausgabe vorbereitet, als der Krieg begann. Er ging zur Presseabteilung des ZK: Im Krieg werde sicherlich kein Mensch eine Fachzeitschrift für Fotografie benötigen, deshalb melde er sich für den Fronteinsatz. Im Juli war er Frontreporter der Zeitung „Krasnaja Swjesda" (Roter Stern). Der Chefredakteur teilte Chalip dem ebenfalls als Frontreporter eingesetzten Dichter und Schriftsteller Simonow als Mitarbeiter zu. Simonow erinnerte sich später: „In den ersten Augusttagen des Jahres 1941, nachdem ich von der Westfront nach Moskau zurückgekehrt war, schlug ich der Redaktion vor, mehrere Reisen an die verschiedenen Fronten, darunter an die südlichsten und nördlichsten Punkte unserer gewaltigen Front, zu unternehmen, die sich vom Schwarzen Meer bis zur Barentssee hinzog ... Mir stand bevor, mit einer Reise an den südlichsten Punkt der Front, nach Odessa, zu beginnen. Dort drohte in jenen Tagen gerade erst die Einkesselung. Nach Odessa mußte ich mich mit eigener Kraft im redaktionseigenen ‚Emka' durchschlagen, von dort aus entlang der Front nach Norden begeben. So malte ich es mir in meiner Unerfahrenheit aus, doch kam alles ganz anders.

Auf dem Hof der ‚Krasnaja Swjesda', neben dem Wagen, machte mich der Redakteur im Vorübergehen mit einem jungen dunkelhaarigen Hauptmann bekannt. ‚Hier ist er, der mit dir vom Schwarzen Meer bis zur Barentssee fahren wird ...' Die Militäruniform saß auf dem Hauptmann, weiß der Teufel wie; auf dem Bauch hing ihm eine Leica. ‚Chalip', sagte er und reichte mir die Hand. Einige Tage später fuhren wir an die Südfront."

Jakow Chalip erinnert sich:

„Ich war an neun Fronten des Großen Vaterländischen Krieges. Im Krieg war es überall schrecklich. Wenn es Leute gibt, die sich heute an die Brust schlagen und behaupten, sie wären immer obenauf gewesen und hätten Furcht nie gekannt, dann lügen diese Menschen. Ich habe meine Aufgaben erfüllen müssen, aber ich hatte oft Angst."

Simonow beschreibt Chalip in seinem „Kriegstagebuch":

... „Als wir uns den Granatwerfern näherten, gaben die Rumänen einige Salven ab, die offenbar nicht uns galten, sie gingen irgendwohin nach links und rechts, aber ziemlich nahe vorbei. Jascha sagte traurig, doch recht ruhig, während er auf den grauen Himmel deutete, daß nichts Gescheites aus den Aufnahmen würde. Wenn ich jedoch unbedingt wolle, wird er eben fotografieren. Schließlich hatten wir nicht umsonst den Regimentskommandeur hierhergeschleift. Jascha zog den Apparat heraus und stellte ihn auf die Granatwerfer ein. Sie erwiderten das Feuer der Rumänen. Mal knallte der eine und mal der andere Granatwerfer in fünf Schritt Entfernung. Und wieder begannen die Rumänen mit dem Feuer. Die Lage war ziemlich dumm, denn die Granatwerferleute saßen im Schützengraben, fotografieren aber mußte man sie von oben, stehend, auf freier Fläche. Doch es war nichts zu machen. Jascha, der darüber murrte, daß man nicht wisse, welche Belichtungszeit erforderlich sei, begann, sie zuerst von der einen, dann aus der anderen Position zu fotografieren. Ich spürte den Wunsch, mich auf die Erde zu legen, neben die Granatwerferschützen oder mich neben sie in den Schützengraben zu setzen. Ich nehme an, daß auch der Kommissar diesen Wunsch hatte. Doch das war natürlich ausgeschlossen, konnten wir doch Chalip nicht allein oben stehen lassen. Auf Jaschas Murren wegen der Belichtungszeit antwortete ich ziemlich nervös — auch mir war ganz anders! —, er solle doch einfach losdrücken. ‚Einfach losdrücken kann ich nicht', antwortete Jascha, ‚mir zittern die Hände.' Und ungeachtet, daß er Angst hatte, fuhr er fort, mit zitternden Händen zu fotografieren. Und er fotografierte ekelhaft lange und gründlich.

Der Kommissar, der dieses Gespräch gehört hatte, rief mich zur Seite und sagte: ‚Großartig!' Anfangs nahm ich diese Äußerung für Ironie. Doch es stellte sich heraus, daß es so nicht war. ‚Großartig!' wiederholte der Kommissar überzeugt. ‚Hat Angst, fotografiert aber trotzdem. So sind wir alle', ergänzte er. ‚Darin liegt das Wesen des Krieges. Mehr Besonderes gibt es nicht im Krieg ...'"

Die Reise an der Front entlang, wie Simonow vorgeschlagen hatte, kam nicht zustande, denn die beiden Reporter saßen in Odessa fest. Die Stadt wurde bereits belagert. Chalip gelang es zweimal, auf dem Wasserweg aus der Stadt hinauszukommen und wieder zurückzukehren. Simonow beschreibt die Schiffe als geradezu abenteuerlich, mit denen Chalip die belichteten Filme aus der Stadt schaffte, um sie auf der Krim zu entwickeln, die Fotos zu vergrößern und sie an die Redaktion nach Moskau zu schicken. Dann kehrte er wieder nach Odessa zurück, um von neuem zu fotografieren.

Eine Stunde bevor die faschistischen Truppen Odessa einnahmen, flüchteten Simonow und Chalip mit Hilfe eines Aufklärers auf einem Torpedoboot ...

„Die schwierigste Zeit", erinnert

FREIE WELT-serie 2

Die Tochter des Partisanen

Die vierzehnjährige Tochter des Partisanenkommandeurs mit den Malen ihrer Folterung.

sich Jakow Chalip, „an all den Fronten, an denen ich gearbeitet habe, war der Sommer 1943 vor und während der Schlacht um Kursk. Simonow und ich kamen zum Kommandeur eines Panzerverbandes. Dort erfuhren wir, daß im Niemandsland, also zwischen unseren und den faschistischen Linien, die ersten Panzer vom Typ ‚Panther' und ‚Tiger' abgeschossen worden waren. Simonow begeisterte sich sofort: ‚Die müssen wir aufnehmen!' Der Kommandeur stellte einen Soldaten als Begleiter zur Verfügung, mit einer Maschinenpistole bewaffnet. Mit dem zusammen kroch ich über unsere Linien hinaus, und es gelangen tatsächlich einige Aufnahmen von den neuen Panzern, die dort, von unseren Truppen zerstört, herumlagen.

Als der Kommandierende General der 13. Armee, Nikolai Puchow, erfuhr, daß in seinem Abschnitt diese abgeschossenen Panzer fotografiert worden waren, schlug er mich zur Auszeichnung mit dem Orden des Großen Vaterländischen Krieges vor. Doch der Vorschlag ging irgendwo verloren. Der Krieg war zu Ende, Puchow verstarb. Fast dreißig Jahre später lag ich in einem Moskauer Krankenhaus und hatte gerade eine Operation hinter mir. Der Oberste Sowjet hatte einen Beschluß gefaßt, daß alle Kriegsteilnehmer, die verwundet worden waren, ausgezeichnet werden sollten. Und siehe — da fand sich in einer Ministeriumsregistratur der Vorschlag Puchows wieder an. So bekam ich neunundzwanzigeinhalb Jahre später doch noch den Orden für jene Fotos, die einst den Beweis lieferten, daß die damals neuen faschistischen Waffen nicht unbezwinglich waren ..."

Jakow Chalip kam mit seinem schreibenden Reporterkollegen nicht immer ohne Auseinandersetzungen aus. Wenn er die abgerissenen, ausgehungerten Gestalten fotografierte, die nach der faschistischen Besetzung in ihre Dörfer zurückkehrten, schien Simonow dies taktlos, ja grausam. Er protestierte, als Chalip die Kamera ansetzte.

Es war im Kubangebiet, als Chalip in einem Lazarett die vierzehnjährige Nadeshda traf. Er erkundigte sich nach ihrer Geschichte und erfuhr, daß die Faschisten in einem Überraschungsangriff ein Dorf gestürmt hatten. Die erste Frage galt den Partisanen. Aus Angst sagte einer der Dorfbewohner aus, in welcher Hütte die Tochter des Partisanenkommandeurs wohnte. Das Kind rannte weg. Sie schossen hinter ihm her, trafen eines der Beine. Das Mädchen stürzte. Es wurde ausgefragt. Das Kind schwieg. Es war tatsächlich Verbindungskurier zwischen dem Dorf und der Partisaneneinheit, die der Vater führte. Als Schläge keine Antworten ergaben, wurde ein Eisenring bis zur Weißglut erhitzt und dem Kind auf das Gesicht gelegt. Das Kind schrie, aber es verriet den Vater nicht. Es gelang dem Kind, ein zweites Mal auszureißen. Und abermals wurde hinter ihm hergeschossen. Diesmal wurde auch das andere Bein durchschossen. Inzwischen waren die Partisanen von dem markerschütternden Geheul des Kindes alarmiert worden. Einer, der zu Pferde nahe genug herangekommen war, riß das Kind hoch und nahm es in vollem Galopp mit in den Wald.

Jakow Chalip hat nach dem Krieg versucht, das Mädchen wiederzufinden, aber die Spur hatte sich verloren.

Im Sommer 1942 wurde Jakow Chalip verwundet:

„Es war schon auf der Krim. Ich stand auf einem Panzer und fotografierte. Durch die Druckwelle eines Geschosses, das in nächster Nähe niederging, verlor ich für ein paar Sekunden das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, lag ich neben dem Panzer und versuchte, mich zu erheben. Aber das Schienbein war zersplittert, und im Lazarett wurden noch mehrere Sehnenrisse festgestellt. Fünfeinhalb Monate verbrachte ich in Gips. Ich wurde von einem Lazarett in das nächste weitergereicht. Endlich landete ich in Tbilissi. Dort fertigte mir ein Spezialist einen Stiefel an, der zur Unterstützung des Beines eine eingearbeitete Metallschiene besaß. Ende Dezember kam Konstantin Simonow nach Tbilissi und holte mich ab. Über die Berge des Kaukasus begann der Vormarsch, und wir marschierten bis zum Kuban mit. Kurze Zeit kehrten wir nach Hause zurück, dann wurden wir an den Kursker Bogen geschickt und verbrachten das ganze Jahr 1943 zusammen. Das Bein aber war überhaupt nicht in Ordnung. Anfang 1944 wurde ich einer Kommission von Militärärzten vorgestellt. Sie sahen sich das Bein an und machten undurchdringliche Gesichter. Ich bekam das ‚weiße Billet', die Erklärung, daß ich frontuntauglich geworden war ..."

Die Arbeitsgemeinschaft zwischen Simonow und Chalip ging auseinander, nicht aber die Freundschaft. Die privaten Fotos belegen es; zumal auf den letzten Kriegsfotos neben Simonow immer häufiger eine gewisse Valentina Serowa zu sehen war. Konstantin Simonow hatte ein Gedicht geschrieben, das den Titel trug „Warte auf mich". Jeder zweite Soldat trug es bei sich, denn es war die ganze Sehnsucht des Sowjetsoldaten darin. Ihr war dieses Gedicht gewidmet. Bald erschien ein Bändchen Lyrik unter dem gleichen Titel, das sofort vergriffen war ...

Jakow Chalip war inzwischen Leiter der Fotoabteilung von „Sowinform" geworden. Ende 1944 bestätigte das ZK der KPdSU Chalip als freischaffenden Korrespondenten der Zeitschrift „Ogonjok".

Im nächsten Heft:

Auf der Suche nach der Zeit

3. Der Sieg

Ihre erste Bewährung bestand die Rote Armee im Jahr 1918. 60 Jahre nach ihrer Gründung ist die Sowjetarmee Friedensfaktor Nummer 1.

Männer, die Geschichte machten

Unwahrscheinlich, ausgeschlossen sogar, daß die Moskauer die Namen und die Verdienste derer kannten, die sie am 8. Mai 1945 auf dem Roten Platz im Überschwang ihrer Gefühle in die Luft warfen. Sie feierten das Ende des Krieges, und es genügte ihnen, daß einer die Uniform ihrer Armee trug, die den furchtbarsten aller Kriege gewonnen hatte.
Hätte sie ihn auch verlieren können?
Die Militärtheoretiker beweisen unwiderlegbar, daß Hitlers Wehrmacht — von allen anderen Aspekten abgesehen — ihre ausgedehnten Fronten auf die Dauer gar nicht halten konnte. Mag sein. Niemand aber weiß, was damals zunächst geschehen wäre, wenn Hitlers Panzer Moskau und Leningrad genommen und zur Wolga durchgestoßen wären, als Frankreich in Fesseln lag, die Engländer ratlos auf ihrer Insel hockten und die USA noch gar nicht im Krieg standen. Sicher ist nur eins: daß Moskau und Leningrad nicht in die Hände des Feindes fielen, verhinderte allein die Rote Armee und keine Schicksalsgöttin, die darüber wacht, daß sich die Geschichte an die Regeln des historischen Materialismus hält.
Kein Zweifel, die Geschichte hat ihre eigenen Gesetze. Keine Frage, der Kapitalismus ist reif zum Abtreten, und seine abstoßendste Spielart, Faschismus genannt, besitzt, mit historischem Maß gemessen, keine Chance, weil ihm auf die brennenden Fragen der Zeit keine andere Antwort einfällt als der Galgen. Aber der Fortschritt kommt niemals und nirgendwo automatisch. Sonst hätte Franco nicht den spanischen Bürgerkrieg gewinnen und Pinochet nicht erfolgreich gegen Allende putschen dürfen.
Menschen machen ihre Geschichte. Damals vor allen anderen die Soldaten der Roten Armee: Menschen wie du und ich, und jeder hatte nur ein Leben zu geben, sein einmaliges unverwechselbares Leben. Keineswegs besaßen sie zu jeder Zeit die besseren Waffen, aber immer die überlegene Moral, weil sie für die bessere Sache fochten.
So machten sie Geschichte für unser Jahrhundert und darüber hinaus: bewahrten die einzige existierende Arbeitermacht und verteidigten die Wiedergeburt Polens und der tschechoslowakischen Republik, die Befreiung Kubas und Vietnams Unabhängigkeit und die Zukunft Dutzender Länder, deren Namen damals noch niemand gehört hatte, weil sie nur in den Träumen von Männern lebten, die als Aufrührer in den Gefängnissen ihrer Unterdrücker saßen.

Text: Jürgen Jessel
Foto: Trachman

Juri Ljubimows berühmtes Moskauer „Theater an der Taganka“ gastiert zu Ehren Brechts mit „Der gute Mensch von Sezuan“ jetzt erstmals in der DDR. Mit diesem Stück begründete der inzwischen weltbekannte Regisseur 1964 den Ruf seines

B. B.

damals jungen Ensembles, dennoch – so sagte er in dem Gespräch mit FREIE WELT – beginnt sich eine Tradition der Brechtschen Interpretation erst jetzt in der UdSSR herauszubilden. Brechts Verhältnis zur Sowjetunion war geprägt von

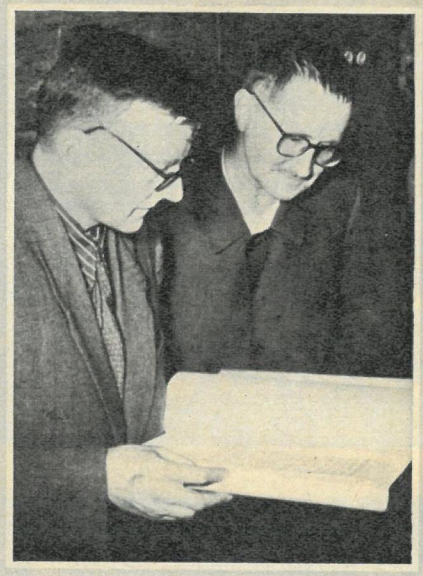
Bertolt

1932 – als Premierengast in Moskau. Brechts erster Besuch in der Sowjetunion anläßlich der Aufführung seines Films „Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?“. Im Freundeskreis (von links nach rechts) Slatan Dudow, der Schriftsteller Semjon Kirsanow, Sergej Tretjakow, Anna Lazis, Bertolt Brecht, Erwin Piscator, Daga Lazis, Bernhard Reich, Deitsch, Frau Kirsanowa.

Liebe zu diesem riesigen, revolutionären Volk auf seinem Weg zum Kommunismus und von Achtung für sein unbeirrbares Wollen, einst der ganzen Erde ein menschliches Gesicht zu geben. Die Erbauer der großen Moskauer Metro, die Bezwinger wilder, sibirischer Flüsse ehrte er in Gedichten. Die Ziele der sowjetischen Arbeiter und Bauern verfocht er mit künstlerischer Leidenschaft. Brecht dramatisierte Gorkis Roman „Die Mutter", er übernahm 1936 gemeinsam mit Willi Bredel und Lion Feuchtwanger die Redaktion der in Moskau erscheinenden literarischen Emigrationszeitung „Das Wort", er schrieb zwei Jahre später sein Stück „Der gute Mensch von Sezuan". Brecht hatte in der Sowjetunion viele gute Freunde, zu denen der Kontakt trotz seltener Besuche nie abriß. FREIE WELT veröffentlicht seltene Bilddokumente aus dieser Zeit, gefunden in Archiven Berlins und Moskaus, aufgenommen in verschiedenen Jahrzehnten.

Brecht zum 80. Geburtstag

b. b.



1954 – als Hausherr in Berlin. Begegnung mit dem sowjetischen Komponisten Dmitri Schostakowitsch. Brechts Berliner Ensemble erhielt im Theater am Schiffbauerdamm eine eigene Spielstätte.

Brecht – warum?

Weil er mit Kunst den gesellschaftlichen Fortschritt organisiert.
Weil er uns zum Nachdenken provoziert.
Weil er uns anregt, an den Lösungen zu zweifeln.
Weil er mit seinen Lösungen Maßstäbe setzt.
Weil er Experimente herausfordert, die weiterhelfen.
Weil er uns Themen liefert, die uns noch immer angehen.
Weil er uns eine Methode vorschlägt.
Weil er uns auf das Publikum verweist, dem die Zukunft gehört.
Weil er uns die dialektische Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse, des menschlichen Verhaltens lehrt.
Weil er, richtig angewandt, museale Lösungen verhindert.
Weil er uns aufträgt zu kämpfen, bis der Mensch dem Menschen ein Helfer ist.
Weil er für das Proletariat Partei nimmt.
Weil er uns die Lust des Beginnens lehrt.
Weil er immer wieder neu ausgeschöpft werden kann.
Weil die Beschäftigung mit ihm im Grunde auf die Beschäftigung mit uns selbst hinausläuft.
Weil er – durch sein Verhalten, das er herausfordert – produktiv wirkt.

Aus Werner Hecht: „Brecht Vielseitige Betrachtungen" (Essays, Studien, Aufsätze), Henschelverlag Berlin

1935 – als Emigrant zu Besuch in Moskau. Wiedersehen mit Sergej Tretjakow (r.), der Brechts Stücke „Die Mutter", „Die Maßnahme", „Die heilige Johanna der Schlachthöfe" übersetzte, und mit Frans Masereel (2. v. links) . . .

. . . und dem Schauspieler S. Michaels (1. v. links), dem Filmregisseur Dsiga Wertow (2. v. links) und Erwin Piscator (3. v. links).

„Was ist schön? Schön ist es, wenn man die Schwierigkeiten löst."

1955 – als Ehrengast in Moskau. Verleihung des Internationalen Lenin-Friedenspreises an Bertolt Brecht im Swerdlowsk-Saal des Kreml. Konstantin Fedin (rechts, daneben Helene Weigel) in seiner Laudatio: „. . . Es macht mich glücklich, Sie in dieser Stunde im Namen des Sowjetischen Komitees zur Verteidigung des Friedens beglückwünschen und Ihnen die Hand drücken zu können – Ihnen, dem zuverlässigen Friedenskämpfer, Ihnen, dem begnadeten Manne der Kunst."

Fotos: Brecht-Archiv der DDR, Bertolt Brecht-Erben, WTO Moskau, W. Simin, Bildarchiv Berliner Verlag, ADN-Zentralbild

Bei der Lektüre eines sowjetischen Buches

Die Wolga, lese ich, zu bezwingen
Wird keine leichte Aufgabe sein. Sie wird
Ihre Töchter zu Hilfe rufen, die Oka, Kama, Unscha, Wjetluga
Und ihre Enkelinnen, die Tschussowaja, die Wjatka.
Alle ihre Kräfte wird sie sammeln, mit den Wassern aus
siebentausend Nebenflüssen
Wird sie sich zornerfüllt auf den Stalingrader Staudamm stürzen.
Dieses erfinderische Genie, mit dem teuflischen Spürsinn
Des Griechen Odysseus, wird alle Erdspalten ausnützen
Rechts ausbiegen, links vorbeigehn, unterm Boden
Sich verkriechen – aber, lese ich, die Sowjetmenschen
Die sie lieben, die sie besingen, haben
Neuerdings studiert und werden sie
Noch vor dem Jahre 1958
Bezwingen.
Und die schwarzen Gefilde der Kaspischen Niederung
Die dürren, die Stiefkinder
Werden es ihnen mit Brot vergüten.

Bertolt Brecht

NIMMERKLUG IM KNIRPSENLAND

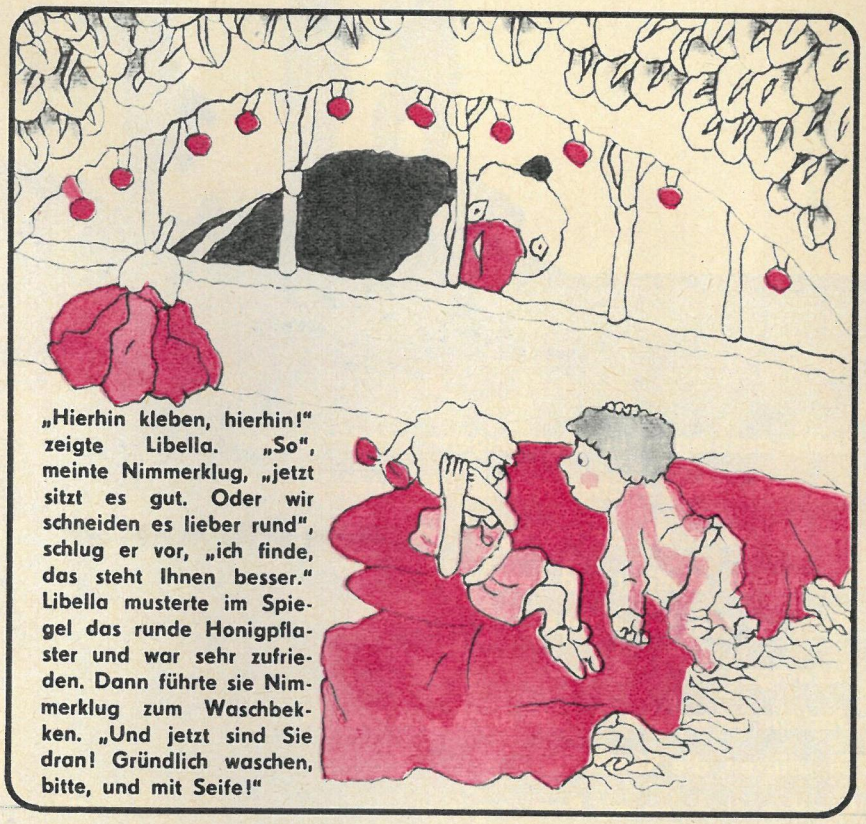
Bildroman frei nach Nikolai Nossow

von Ingeburg Kretzschmar (Text) und Hille Blumfeldt-Albertus (Zeichnungen) auf der Grundlage der im Kinderbuchverlag Berlin erschienenen Übersetzung von Lieselotte Remané.

10.

Neue Bekannte

Nimmerklug lag brav im Bett, damit die Schrammen schneller heilten. Als er zur Tür sah, bemerkte er, daß jemand durchs Schlüsselloch guckte. „Was macht er?" hörte er flüstern. „Liegt im Bett!" „Tot?" „Nein, er lebt noch." Nimmerklug hätte gar zu gern gewußt, was da draußen los war. Er sprang aus dem Bett und riß die Tür auf. Da knallte es dumpf. Vor ihm standen Libella und Sommersprosse. Erschrocken starrten sie Nimmerklug an und zwinkerten verlegen mit den Augen. Dann machten sie kehrt und rannten kichernd die Holztreppe hinauf. Nimmerklug kratzte sich ratlos den Nacken. Und aus Angst vor neuen Dummheiten kroch er lieber wieder ins Bett. Als er gerade einschlafen wollte, hörte er Schritte auf dem Korridor. Er nahm schnell ein Holzlineal vom Schreibtisch und versteckte sich hinter der Tür. Die Tür ging auf, Nimmerklug schwang das Lineal und traf einen Kopf. Der Kopf gehörte Libella, die mit dem Honigpflaster ins Zimmer kam. „Au!" Libella faßte sich an die Stirn. „Weshab schlagen Sie mich? Jetzt kriege ich eine Beule." „Entschuldigen Sie bitte!" stotterte Nimmerklug, „das war ein Irrtum."



Und wie es weitergeht, erfahrt ihr in der nächsten Nummer!

Fortsetzung von Seite 33

FREIE WELT-INTERVIEW mit JURI LJUBIMOW

Chefregisseur des Moskauer Theaters an der Taganka, anläßlich des Brecht-Jubiläums und der Gastspielreise seines Ensembles nach Berlin.

Juri Ljubimow

FW: „Was bedeuten für Sie Brecht und seine Dramaturgie? Warum wählten Sie damals gerade ‚Der gute Mensch von Sezuan' als Programmstück für Ihr im Jahr 1964 gegründetes Ensemble?"

Ljubimow: „Weil Brecht im Theater eine Revolution durchgeführt hat, deren Folgen noch heute nicht abzuschätzen sind. Weil wir in Brecht keinen kalten Rationalisten, keinen Menschen mit trockenem, abstraktem Denken sahen, sondern hinter seinem Sarkasmus und seiner Strenge ein weiches Herz und eine mitfühlende Seele empfanden. Vielleicht sahen wir diesen deutschen Autor durch das Prisma unserer russischen Theatertradition. Und wenn schon! Wir sind der Meinung, daß ein ‚russischer Brecht' genauso wahrhaftig ist wie ein ‚russischer Shakespeare' oder ein ‚russischer Molière'. Shakespeare, Goethe, Molière und auch Brecht haben jeder für sich ein eigenes Theater gegründet. Jeder von ihnen hatte ‚seine' Schauspieler, ‚seine' Bühne, ‚sein' Publikum. Als Regisseur fühle ich bei der Arbeit mit diesen Autoren, daß sie beim Schreiben ihrer Stücke die Bühne vor Augen hatten, die ihnen zur Verfügung stand. Jeder zeitgenössische Regisseur muß sich dieser Tatsache bewußt sein, wenn er den Klassiker, den er inszeniert, und seine eigenen künstlerischen Prinzipien nicht ins falsche Licht setzen möchte."

FW: „Brechts Stücke haben heute auf den bedeutenden Bühnen in aller Welt einen festen Platz, über sein Schaffen als Dramatiker, Lyriker und Erzähler gibt es in der UdSSR zahlreiche Arbeiten. Kann man auch von einer Brecht-Tradition im sowjetischen Theater sprechen?"

Ljubimow: „Im sowjetischen Theater beginnt sich eine Tradition der Brechtschen Interpretation erst jetzt herauszubilden; aber unsere innere Beziehung zu diesem großen Künstler hat im Grunde genommen eine tiefe Vergangenheit. Brecht ist uns nah als Politiker, Revolutionär und als Künstler, der die Notwendigkeit entscheidender Veränderungen in der damals bestehenden menschenfeindlichen Gesellschaftsordnung empfunden hat. Brecht beherrschte alle Möglichkeiten des Theaters – die Dramaturgie, die Regie, die Schauspielkunst und sogar die Bühnengestaltung."

FW: „Ist es das, was Sie persönlich an Brecht fasziniert?"

Ljubimow: „Brecht ist mir blutsverwandt als Mensch, der in sich den revolutionären Politiker und revolutionären Künstler vereint. Seine revolutionären Gedanken drückte er durch eine hervorragende revolutionäre Kunst aus, die uns noch heute bewegt. Wir schätzen Brecht, weil er zu der Zeit und in jeder Situation prinzipientreu blieb. Er war für Entwicklung und Dialektik, gegen Dogmatismus und alle Erscheinungen des Konservativismus. Er verstand die Bedeutung soziologischer Erscheinungen, vergaß aber niemals die Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit. Meine Ausführungen sagen nichts Neues, ich wiederhole das alles nur, um der sklavischen Nachahmung Brechtscher Prinzipien entgegenzutreten, damit es Brecht nicht so wie Stanislawski ergeht. Es wäre gewissenlos, diese großen Neuerer, die niemals mit dem Erreichten zufrieden, die immer unterwegs nach neuen Wegen in der Kunst waren, zu blutleeren Museumsfiguren zu machen. Dann würden aus den Lehrern und Mitstreitern Schreckgespenster, die unsere schöpferischen Impulse abtöten, statt sie zu unterstützen. Wenn wir heute von Brecht sprechen, sehen wir in ihm einen großen revolutionären Denker, einen genialen Neuerer des Theaters, einen Humanisten."

FW: „Was können Sie über die weitere Entwicklung der Dramaturgie Brechts auf sowjetischen Bühnen bzw. auf der Bühne Ihres Ensembles sagen?"

Ljubimow: „Unser Ensemble arbeitet schon eine Weile an der Inszenierung des letzten Brechtschen Stükkes, der ‚Prinzessin Turandot' (‚Turandot oder der Kongreß der Weißwäscher', d. R.). Obwohl das Stück unvollendet blieb, scheint es mir in der heutigen politischen Situation in der Welt besonders aktuell zu sein. In der ‚Turandot' werden brennende Probleme des Tages tangiert, Probleme der Intelligenz, Probleme extremistischer Tendenzen, die uns allen das Leben schwer machen. Das Stück birgt in sich immense Möglichkeiten zu phantasieren. Unser begabter Komponist, Alfred Schnittke, arbeitet an der Musik für das Stück, der Bühnenbildner Borowski hat bereits Entwürfe gemacht. Zum Termin der Premiere könnte ich allerdings beim besten Willen nichts sagen, obwohl gerade die ‚Turandot' mir besonders am Herzen liegt."

FW: „Was sind Ihrer Meinung nach die bisher besten Brecht-Inszenierungen in der UdSSR?"

Ljubimow: „Zweifellos die Inszenierung des ‚Kreidekreises' vom Stadttheater in Tbilissi. Außerdem ist eine alte Inszenierung des Regisseurs Axler im Leningrader Akademischen Gorki-Theater ‚Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui' mit Lebedjew in der Titelrolle von großem Interesse gewesen."

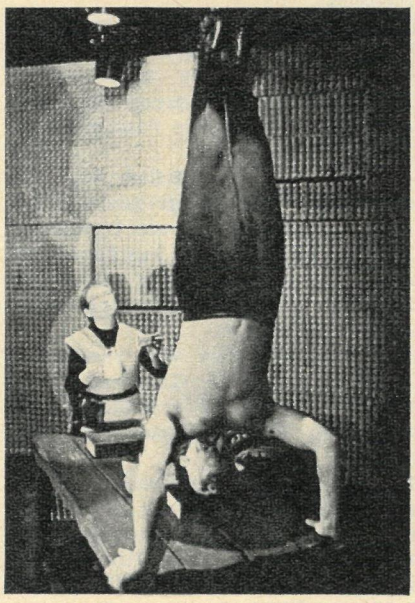
FW: „Welche Gastspiele wird Ihr Ensemble in diesem Jahr unternehmen? Welche Reise- und Arbeitspläne haben Sie persönlich?"

Ljubimow: „Das Ensemble reist am 10. Februar zu Gastspielen in die DDR, nach Berlin und Rostock. Im Herbst machen wir eine Tournee durch Italien: Rom, Mailand, Florenz. Und meine persönlichen Pläne? Im Februar werde ich in Paris in der Grand Opéra Tschaikowskis ‚Pique Dame' inszenieren und im Frühjahr in Mailand die Oper ‚Al gran sole cario d'amore' von Luigi Nono. Im März folgen dann in San Francisco ‚Die Mutter' nach Gorki oder ‚Im Morgengrauen ist es noch still'."

FW: „Auf wen und auf was freuen Sie sich in der DDR am meisten?"

Ljubimow: „Ich freue mich, alle meine Freunde begrüßen zu können, und ich hoffe, mich mit meinen Kollegen Benno Besson, Manfred Wekwerth und Ekkehard Schall zu treffen und über Theater zu sprechen."

(Das Gespräch führte unsere Moskauer Korrespondentin Lisa Klutschewskaja.)



1977

„Galileo Galilei" in der Taganka. Regisseur Ljubimow. In der Titelrolle W. Wyssozki.

1930

Das erste Mal Brechts „Dreigroschenoper" in Moskau. Regisseur Tairow. Das Publikum reagierte mit Begeisterung und Ablehnung.

Brecht-Stücke auf sowjetischen Bühnen 1930 bis 1972

Dreigroschenoper
in Moskau, Tbilissi, Kaunas, Kischinjow, Tartu, Kemerowo, Riga, Wolgograd, Leningrad, Jerewan, Kirowobad, Frunse, Saratow, Petrosawodsk, Irkutsk, Kostroma, Magadan, Odessa

Der Spitzel (aus „Furcht und Elend des Dritten Reiches")
in Moskau, Omsk, Nowosibirsk

Herr Puntila und sein Knecht Matti
in Tallinn, Petrosawodsk, Machatschkala, Otepää, Leningrad, Vilnius, Lipezk, Moskau, Aktjubinsk, Odessa

Die Gewehre der Frau Carrar
in Moskau, Kemerowo

Der gute Mensch von Sezuan
in Riga, Moskau, Nowosibirsk, Rostow am Don, Omsk, Leningrad

Die Gesichte der Simone Machard
in Moskau

Mutter Courage und ihre Kinder
in Moskau, Nowosibirsk, Tallinn, Wladiwostok, Vilnius, Chabarowsk, Tbilissi, Omsk, Petrosawodsk, Saporoshje, Tschernowizy, Kaliningrad, Jushno-Sachalinsk, Ishewsk, Alma-Ata, Riga, Dshambul

Leben des Galilei
in Tartu, Tallinn, Moskau

Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui
in Leningrad, Moskau, Charkow

Schweyk im zweiten Weltkrieg
in Kischinjow, Suchumi, Kemerowo, Murmansk, Orenburg

Der kaukasische Kreidekreis
in Moskau, Riga, Omsk

Mann ist Mann
in Moskau, Swerdlowsk, Naltschik, Pskow, Minsk, Leningrad

Die Kleinbürgerhochzeit
in Syktywkar

(nach Ilja Fradkin: „Bertolt Brecht – Weg und Methode" Verlag Reclam Leipzig)

Fasil Iskander:

Meine Miliz **behütet mich**

Als mir das restliche Geld für mein Buch überwiesen wurde, überkam mich der unwiderstehliche Drang, es in Moskau und nirgendwo anders auf den Kopf zu haun.

Die erste Rate des Honorars hatte sich nämlich noch vor dem Erscheinen des Büchleins verflüchtigt, war gewissermaßen als persönlicher Unkostenbeitrag draufgegangen — ich hatte die Scheinchen nicht mal richtig zwischen den Fingern gespürt. Als Reisetag wählte ich den Geburtstag meines Moskauer Freundes. Für gewöhnlich beging er diesen Tag mit Glanz und Gloria, was er übrigens jedesmal mit dem festen Entschluß zu rechtfertigen suchte, gleich nach dem Fest ein neues Leben zu beginnen.

Zu Hause lief meine bevorstehende Fahrt unter dem Stichwort „Kauf eines Wintermantels in Moskau". Da mein leichter, für das Schwarzmeerklima gerade noch angängiger Mantel zu jener Zeit schon reichlich fadenscheinig war, benötigte ich in der Tat einen neuen.

Wie immer, versuchte mich meine Mutter auch diesmal von der Reise abzuhalten. Sie riet mir nur noch, die Jackentasche, in der ich Geld und Papiere trug, fest zuzunähen.

Doch ich lehnte das ab und packte Geld und Papiere sowie ein Dutzend Belegexemplare meines Buches in den Koffer.

Am Tag des Abflugs wartete ich auf dem Flughafen von Suchumi gemeinsam mit anderen Passagieren auf Flugwetter. Der Start unserer Maschine wurde verschoben, doch man tröstete uns damit, daß Chancen für einen späteren Start durchaus bestünden, wir sollten nur geduldig warten.

Nach etwa zwei Stunden begab ich mich zum Buffet, wo ich einige mir bekannte Piloten traf, die gerade keinen Dienst hatten. Nach einer weiteren Stunde führten sie mich mit geheimnisvoller Miene durch alle möglichen internen Korridore und brachten mich in einer Art Transportflugzeug unter, einer Maschine mit so harten Sitzen, daß ich glaubte, sie wären aus Aluminium. Diese Geheimnistuerei erwies sich freilich als nichtig, denn kurze Zeit später bestiegen die Maschine auch die übrigen Passagiere, mit denen zusammen ich auf günstiges Wetter gewartet hatte.

Wir stiegen auf, und nach etwa zwanzig Minuten gelangte ich zu der Überzeugung, daß in der Tat kein Flugwetter war. Ich kam mir vor wie im Innern einer riesigen Schrämmmaschine, die sich in einen Kreidefelsen hineinfrißt, wobei der Felsen, unterhöhlt, seinerseits in gewaltigen Brocken auf sie herniederrasselt.

Ungefähr eine Stunde nach dem Start, als ich von der Toilette zu meinem Platz zurückging, sah ich, daß mein Koffer, den ich vertikal aufgestellt zurückgelassen hatte, flach auf der Seite lag, so als wäre ihm von der Schaukelei übel. Ich hob ihn auf, versetzte ihm einen forschen Klaps und stellte ihn neben mehrere andere, standfestere Koffer. Da machte ich die Entdeckung, daß es in diesem Wirrwarr von Koffern nicht wenige Exemplare gab, die dem meinen aufs Haar glichen. Ich dachte mir, eine solche Ähnlichkeit könnte zu nichts Gutem führen, und da ich einen Kugelschreiber in der Tasche hatte, beugte ich mich erneut über den Koffer, um ihn in der Nähe des Griffes zu zeichnen. Es wurde ein recht sympathischer blaugrün schimmernder Fleck, der an abstrakte Malerei gemahnte.

Als ich den Stift wieder eingesteckt hatte und mich aufrichtete, begegnete ich den Augen eines Mannes, der mein Treiben geduldig und mit finsterer Miene beobachtete. Ich machte eine unbestimmte Handbewegung, die besagen sollte: Meine Handlung sei sowohl für den Koffer als auch für den Flug insgesamt absolut ungefährlich.

Aber der Mann nahm meine beschwichtigende Geste nicht zur Kenntnis und beobachtete mich eher mit noch finstererer Miene. Er reckte sich sogar etwas auf, als wollte er Blickwinkel wie auch Wachsamkeit erhöhen. So etwa hält ein Dirigent lauschend den Kopf in die Höhe, wenn er mit dem Klang einiger hinterer Instrumente unzufrieden ist.

Ich zog nochmals den Kugelschreiber hervor, ließ ihn einige Male betont langsam auf meiner Handfläche springen und ging zu meinem Platz. Ich nahm an, der Mann habe ihn möglicherweise nicht als Stift erkannt und ihn für etwas anderes gehalten, beispielsweise für einen kleinen Dietrich.

Kaum saß ich wieder, stand er auf und eilte zum Heck der Maschine, zur Toilette. Auf dem Rückweg machte er, die Hände auf dem Rücken verschränkend, bei den Koffern halt und beäugte sie, ohne sie freilich auch nur anzufassen. Vielleicht wollte er mir die Idealform einer Gepäckuberprüfung demonstrieren, wie sie im internationalen Flugverkehr üblich ist.

Ich glaube, er entdeckte die in allen Regenbogenfarben schillernde Stelle auf meinem Koffer, denn auf ihr verweilte sein Blick besonders lange. Möglich, daß er sie für eine Geheimchiffre oder ein Gefahrenkennzeichen hielt. Jedenfalls beugte er sich blitzschnell hinunter, die Hände nach wie vor auf dem Rücken, und hielt sein Ohr an den Koffer, woraus ich schloß, daß er das Ticken einer Höllenmaschine zu erlauschen suchte. Bei alldem schien er mit seiner ganzen, untadelig über die Koffer gebeugten Gestalt ausdrücken zu wollen: Bitte sehr, selbst unter solch außergewöhnlichen Umständen halte ich meine Hände im Zaum, beschränke mich aufs Hören und Sehen. Schließlich nahm der Mann wieder Platz. Seine Miene blieb weiterhin finster und verschlossen. Nun erinnerte ich mich, ihn bereits kurz vor dem Start gesehen zu haben, als jemand von der Flugbesatzung die Einstiegstür schloß. Er war es wohl, der hinzueilte, um dem Angestellten seine Hilfe anzutragen. Doch er wurde, so will mir jedenfalls scheinen, abgewiesen. Der Mann war um die vierzig, er hatte ein Gesicht, das in fortwährender Verwunderung erstarrt zu sein schien — leicht gehobene Brauen und eine große gewölbte Stirn, wie sie in der Provinz übrigens noch immer für ein Merkmal von hoher Intelligenz angesehen wird. Solchen Menschen mit einem ungestillten gesellschaftlichen Ehrgeiz begegnet man in Rußland immer und überall.

Das Flugzeug wurde noch immer hin und her geschleudert, und die Sorge um das Schicksal der Maschine ließ mich den wachsamen Passagier vergessen.

Ich träumte, bei Schlechtwetter im Flugzeug zu sitzen, mächtig durchgerüttelt und von einem aufdringlichen Passagier unablässig beobachtet zu werden. Und ich sagte mir im Schlaf, daß es eigentlich sinnlos sei, dasselbe zu träumen, was in Wirklichkeit ist, und erwachte. Sogleich blickte ich mich nach meinem Mann um. Er lag in seinem weit nach hinten gestellten Sitz, in der Pose eines gekreuzigten, freilich schon ein wenig ältlichen Christus. Sein Blick aber, verschleiert von der Übelkeit, die ab und an in ihm hochstieg, war nach wie vor auf mich geheftet. Da begann er mir leid zu tun. Verwirrt von alldem, schlummerte ich abermals ein und schlief bis Moskau durch, abgesehen von einigen kurzen Unterbrechungen, in denen ich auffuhr und mich nach meinem Wächter umwandte. Er fixierte mich unverwandt, und sein Blick, besonders wenn ihn Übelkeit verschleierte, wurde schlicht und einfach sentimental.

Die Maschine landete wohlbehalten auf dem Flughafen Wnukowo. Mein Mann kam augenblicklich zu sich, sprang als erster von seinem Sitz auf und postierte sich unauffällig, doch voll Entschiedenheit vor unseren Koffern.

Wir wurden nicht gleich hinausgelassen. Zunächst wurde das Gepäck ausgeladen und in angemessener Entfernung vom Flugzeug abgestellt, erst dann durften wir Passagiere ins Freie.

Übrigens, als offensichtlich war, daß die Koffer von uns getrennt befördert wurden, geriet mein heimlicher Wächter einigermaßen aus dem Konzept. Er sah ein, daß er schwerlich auf mich und die Koffer gleichzeitig aufpassen konnte.

Schließlich durften wir aussteigen. Ich hatte kaum die Gangway betreten, da stürzte der grimmige Frost wie eine Marmorplatte auf mich nieder.

Ich eilte hinter den übrigen Passagieren zur Kofferausgabe. Sie befand sich neben dem Flughafengebäude, unter freiem Himmel. Ich drängte mich vor und musterte die Koffer begierig. Nicht einer von ihnen, so stellte ich fest, trug mein Zeichen. Dennoch hoffte ich, er würde zum Vorschein kommen, sobald der Berg geschmolzen war. Der Berg wurde zusehends kleiner, von meinem Koffer aber keine Spur. Ich hatte vorhin nämlich nicht in Rechnung gestellt, daß mein Erkennungszeichen nur bei ganz bestimmter seitlicher Beleuchtung deutlich auszumachen war.

Die Leute schnappten hastig ihre Gepäckstücke, und jeder ihrer Erfolge steigerte in mir das Gefühl der Panik. Schließlich, als nur noch fünf, sechs Koffer herumstanden, von meinem aber weit und breit nichts zu sehen war, ergriff ich rasch einen ähnlich aussehenden, damit ich wenigstens etwas von dem ganzen abbekam.

„He, Sie, das ist doch gar nicht Ihrer!" brüllte ein Mann, und aus seinem Mund quollen zwei kleine vulkanische Wölkchen. Es war mein Wächter . . .

„So? Und wo ist meiner?" fragte ich in der Vorahnung des endgültigen Fiaskos.

„Na hier!" schrie er mit einer Stimme, die das Klirren des Frostes und das Donnern der Flugzeuge übertönte.

Ich nahm den von ihm bezeichneten Koffer auf und hielt ihn mit der Griffseite gegen die Flughafenlichter. Mein Zeichen erstrahlte in allen Regenbogenfarben. Da packte ich den Koffer fest beim Griff und gab Fersengeld.

„So warten Sie doch, wir müssen das klären!" schallte es hinter mir her, doch ich reagierte nicht, ich lief weiter. Ich stürzte auf den Flughafenvorplatz hinaus und kam mir plötzlich völlig nackt und bloß vor. Der Frost hatte mich entblößt. Ungefähr zehn Meter von mir entfernt stand ein einsames hellblaues Taxi.

„Ich möchte zum Hotel ‚Moskwa'", sagte ich, womit ich den hinten Sitzenden vorsichtig die Unantastbarkeit meiner Person wie auch meine Zugehörigkeit zu diesem Staat anzudeuten suchte. Die ganze Fahrt über schwieg ich und rührte mich nicht, um nicht die eisige Luft, die sich in meiner Kleidung eingenistet hatte, in Aufruhr zu bringen.

Das Taxi hielt vor dem Hotel, ich zahlte, und wir beide, der Fahrer und ich, sprangen hinaus, schmetterten die Türen ins Schloß und stürmten zum Heck des Wagens.

„Na los doch!" rief der Chauffeur abermals und öffnete den Kofferraum. Ich schnappte meinen Koffer und hastete ins Hotel.

Ich ging zur Rezeption und reichte der Empfangsdame mein Schriftstellerbillett.

„In Ordnung", sagte sie ein wenig abwesend und gab es mir zurück, „bitte Ihren Ausweis."

Ich spürte, daß meine Mitgliedskarte auf ihrer Waage nur mit Mühe den mindest notwendigen Ausschlag gab. Den Ausweis hatte ich im Koffer, und so machte ich mich, mit vor Kälte noch immer stocksteifen Händen — sie wollten und wollten mir nicht gehorchen — an ihm zu schaffen. Nach einer Weile fruchtlosen Bemühens schien es mir, die Kofferschlösser seien zugefroren, doch plötzlich, mir brach der Schweiß aus bei dieser Erkenntnis, begriff ich, daß der Koffer verschlossen war, ohne daß ich ihn je zugeschlossen hatte.

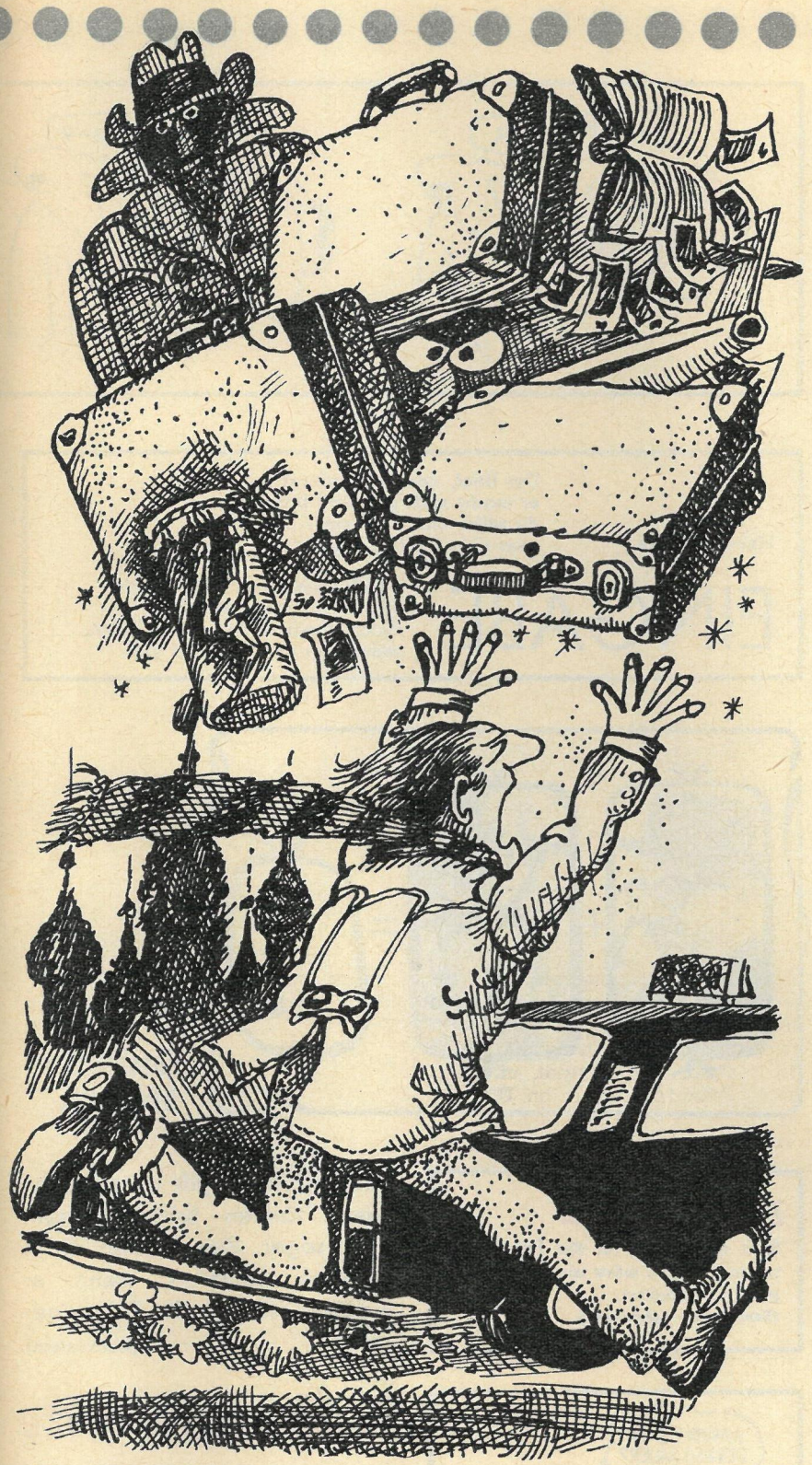
Ich hob ihn gegen das Licht und unterzog ihn einer gründlichen Betrachtung — mein Kugelschreiberzeichen war verschwunden.

„Gestohlen", hauchte ich und stellte den Koffer auf den Boden.

„Was ist gestohlen?" fragte die Empfangsdame, ein wenig in Bewegung kommend.

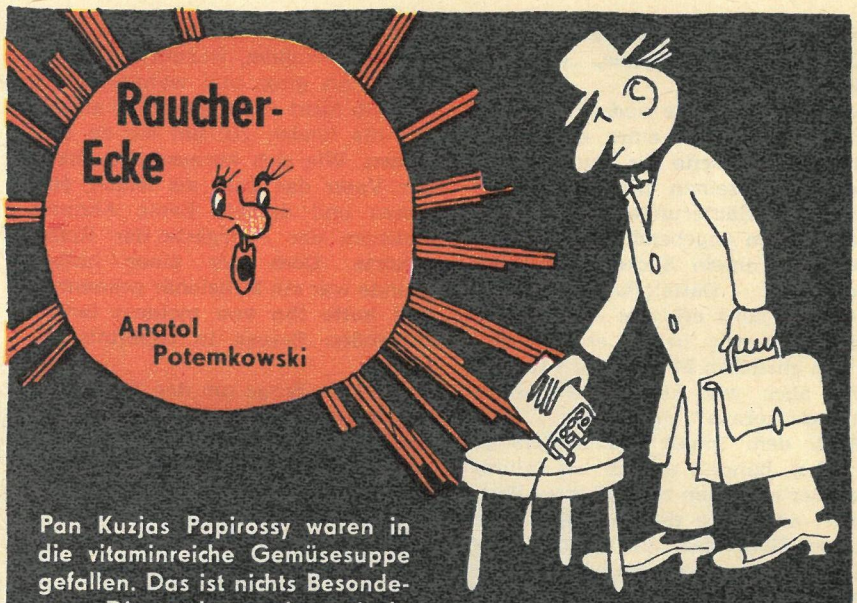
„Mein Koffer", sagte ich, „man hat mich in ein Taxi gelockt und ihn dort ausgetauscht."

An der Rezeption hatte sich eine kleine Menschenansammlung um



meinen Koffer gebildet. Der Pförtner führte den Vorsitz.
„Wir müssen den Koffer öffnen", forderte ich, „ich bin sicher, da sind nur Steine oder Lumpen drin."
„Dazu sind wir nicht berechtigt", erwiderte die Dame vom Empfang. „aber ich habe bereits die Miliz informiert . . ."
„Ja und?"
„Hier — die Adresse", sie reichte mir einen Zettel, „dort wird man Ihnen helfen."
Ich nahm den Koffer und ging. Wie ich zum Revier gelangte, weiß ich nicht mehr. Im Vorraum schlenderten, vor lauter überschüssiger Energie, einige Milizhelfer auf und ab. Nachdem der wachhabende Leutnant meinen Bericht angehört hatte, führte er mich in einen gesonderten Raum und sagte: „Dieser Trick ist uns bestens bekannt. Jetzt öffnen wir den Koffer, und dann sehen wir weiter."
„Ja, tun Sie das", erwiderte ich.
„Dazu brauchen wir aber Zeugen", bemerkte der Leutnant und verließ das Zimmer.
Kurz darauf kam er mit zwei der Milizhelfer zurück. Auf den Gesichtern dieser Prachtburschen stand deutlich der bescheidene Wunsch geschrieben, gegen die Unordnung und auch überhaupt zu kämpfen. Der Leutnant drückte einem von ihnen Papier und Bleistift in die Hand, woraufhin der Bursche an einem Tisch Platz nahm.
Dann stellte der Leutnant den Koffer auf den Tisch und hatte ihn Sekunden später geöffnet. Er klappte den Deckel zurück und brachte als erstes eine Flasche mit einer undefinierbaren Flüssigkeit zum Vorschein. In dieser Flüssigkeit schwamm irgendein Wesen, das ich zunächst für einen in Spiritus konservierten Embryo hielt. Doch dann, als die Flüssigkeit in der Flasche zur Ruhe gekommen war, machte ich die Umrisse eines kleinen Wasservogels aus.
„Eine Flasche mit Schwan", diktierte der Leutnant, „ein kunstgewerblicher Gegenstand."
Der Bursche notierte es. Der Leutnant stellte die Flasche beiseite. Jetzt holte er eine Tüte hervor. Er öffnete sie vorsichtig und beschnupperte ihren Inhalt.
„Fisch", verkündete er und legte die Tüte neben die Flasche, „eine Art Plötze."
Der Zeuge notierte auch die Plötze. Mit den Gebaren eines erfahrenen Chirurgen befreite der Leutnant den Koffer von seinen Innereien, dabei knappe Erläuterungen zu seinen Handlungen abgebend.
Zwischen einem Säckchen mit getrockneten Dattelpflaumen und einem Pyjama erklärte er: „Ich bin überzeugt, wir haben es hier mit einem ehrlichen Menschen zu tun."
„Ja, aber wie kriegen wir seine Adresse heraus?" fragte ich.
„Nach dem Inhalt des Koffers zu urteilen, handelt es sich bei seinem Besitzer um einen verehelichten Kurgast", erwiderte der Leutnant nach kurzem Überlegen. „Ein verehelichter Mann aber erhält unter Garantie Briefe von seiner Frau, denn sie wird nicht darauf verzichten, sich von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, zumal der liebe Gatte zur Kur ist."
„Gewiß", sagte ich, obwohl ich die Gewißheit des Leutnants nicht gar so sehr teilte.
Glücklicherweise bestätigte sich seine Theorie. Auf dem Boden des Koffers fanden sich einige Briefe. Der Leutnant überflog einen von ihnen und verkündete triumphierend: „Na bitte, ein Brief seiner Frau mit Absender!"
Damit war die Inventarliste vollständig, und der Leutnant legte die Sachen sorgsam zurück in den Koffer. Er ging dabei nach der Liste vor, doch in rückwärtiger Reihenfolge.
Der Besitzer des Koffers wohnte in einem der Randgebiete Moskaus. Ich war schon im Begriff, zu ihm zu eilen, aber der Leutnant hielt mich zurück. Er griff zum Telefon und wählte die Nummer des dortigen Reviers. Nach einer knappen Schilderung des Vorgangs bat er seine Kollegen, in Erfahrung zu bringen, ob der betreffende Mann Telefon habe, damit man ihn auf mein Kommen vorbereiten könne.
Aber er hatte keins, wie ermittelt wurde, und so schrieb der Leutnant sicherheitshalber die Telefonnummer des zuständigen Reviers auf.
„Wenn nötig", rufen Sie dort an", sagte er, „aber es wird schon alles gut gehen."
Ungefähr vierzig Minuten später ließ ich das Taxi vor dem angegebenen Haus halten. Ich bat den Fahrer, eine Weile zu warten, und stieg aus. Das Haus stand in der Tiefe eines kleinen Platzes, so daß es von der Straße bis zu seinem Eingang an die fünfzig Meter waren.
Ich trat ins Haus, stieg zur ersten Etage hinauf und klingelte. Ein junges Mädchen mit langem, aufgelöstem Haar öffnete.
„Bitte sehr", sagte sie und lächelte übers ganze Gesicht. Ich trat ins Zimmer, und ein sonderbarer Anblick bot sich mir. Vater und Mutter des Mädchens hockten vor meinem geöffneten Koffer und starrten verzückt auf all die Geldscheine und Papiere, die aus der Seitentasche des Koffers lugten und dieses bescheiden eingerichtete Zimmer mit einem frohen, ein wenig trivialen Schimmer unverhofften Glücks erfüllten. Ich erinnere mich, daß sich zu meiner Freude leichte Enttäuschung gesellte: In der Tiefe meiner Seele hatte ich wohl gehofft, die Leute im Familienkreise über der Lektüre meines Buches anzutreffen.
Doch dann fiel mir ein, daß sie ja gar nicht wußten, worum es in meinem Buch ging, und wahrscheinlich deshalb nicht darin lasen. Ich stürzte auf die beiden zu, um sie zu umarmen. Wie sich herausstellte, hatte der Vater das Taxi als letzter verlassen und deshalb keine Ahnung, welchem der Fahrgäste der Koffer gehörte. Doch vor einer halben Stunde war ein Milizionär gekommen und hatte ihn von meinem bevorstehenden Besuch in Kenntnis gesetzt.
Das ist die Sorge um den Menschen! dachte ich und wischte mir in Gedanken Tränen der Rührung aus den Augen. Dann aber unterbrach ich die Leute in ihrem Redeschwall und begann selber zu erzählen.
Ich redete wie die aufgetaute Trompete Baron Münchhausens. Ohne auch nur für eine Sekunde in meinem Monolog innezuhalten, holte ich eines meiner Bücher aus dem Koffer, fischte meinen dem Leser bereits bekannten Kugelschreiber aus der Jackentasche und schrieb den guten Leuten eine lange Widmung voller Andeutungen auf die weltweite Brüderlichkeit in den Band.
Während ich sprach, schloß die Frau meinen Koffer, und der regenbogenfarbene Fleck auf seiner Oberfläche erstrahlte in all seinen schillernden Schattierungen.
Ich pochte mit dem Finger auf das Buch, wie um zu verstehen zu geben, daß die echten Werte sich hier befänden und nicht in den vergänglichen Geldscheinen, und händigte dem verdutzten Hausherrn in aller Feierlichkeit mein Werk aus.
Als ich mich zum Gehen anschickte, hängte sich mir plötzlich der Hausherr an den Hals.
„Ist noch was?" fragte ich, mich umdrehend. Mir schien, wir hätten uns ausreichend herzlich verabschiedet.
„Der Koffer", röchelte er, einer Ohnmacht nahe.
Ich sah, daß ich im Hinausgehen erneut seinen Koffer zu fassen gekriegt hatte. Hastig händigten sie mir meinen eigenen aus und schoben mich aus dem Zimmer. Die Frau, die mir anfangs die Tür geöffnet hatte, rauschte hocherhobenen Hauptes durch den Korridor in Richtung Küche. Ich hielt es für meine Pflicht, stehenzubleiben und ihr für ihre Dienste zu danken. Mich kaum eines Blickes würdigend, nickte sie nur hoheitsvoll, woraus ich schloß, daß zumindest sie noch nicht von der Idee der weltweiten Brüderlichkeit ergriffen war.
Zwei Stunden später betrat ich die gastliche Wohnung meines Moskauer Freundes, die voller guter Bekannter und wohlwollender Unbekannter war. Ich kam gerade noch rechtzeitig. Auf dem Tisch stand, in Erwartung des Ansturms, der noch unangetastete Imbißberg. Die Gesichter der Frauen und die Apfelsinen strahlten um die Wette. Der Wodka in den Flaschen funkelte feierlich wie die Kastalische Quelle. Muß ich noch erwähnen, daß ich in dieser wunderschönen Nacht die ganze Kälte des hinter mir liegenden unruhevollen Tages aushauchte? Den neuen warmen Wintermantel freilich kaufte ich mir kurz darauf trotzdem.

Aus dem Russischen von Aljonna Möckel
Illustration: Klaus Vonderwerth
Vorabdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages Volk und Welt, Berlin



Pan Kuzjas Papirossy waren in die vitaminreiche Gemüsesuppe gefallen. Das ist nichts Besonderes. „Die trocknen wir, und sie werden Ihnen noch besser bekommen", sagte Pani Solowejtschik. Wir legten die Papirossy in die Sonne.

Die Papirossy waren trocken geworden, aber wohl etwas zu sehr.

„Man sollte sie zur Nacht auf den Balkon legen", riet Bespaltschik, „am nächsten Morgen werden sie dann richtig sein."

„Das ist ganz sicher", stimmte der Dichter Koschon zu, „die Nächte sind jetzt feucht."

Am Morgen fand man diese Meinung bestätigt. Die Papirossy waren feucht geworden.

„Ich werde sie in den Bratofen legen", meinte Pan Kuzja.

„Und was wird aus den Vitaminen?" sorgte sich Pani Solowejtschik. „Vielleicht überstehen die Vitamine den Bratofen nicht?"

„Das halten sie schon aus. Eine Stunde im Bratofen schmoren, das übersteht jedes beliebige Vitamin." Wir unterstützten diesen Standpunkt. — Nach einer Stunde war der Tabak in den Papirossy trocken wie Stroh.

„Vielleicht sollte man sie in Dampf halten", schlug Bespaltschik vor. „Wasserdampf macht sie wahrscheinlich feucht." Die Papirossy wurden wirklich feucht. Nur gleich etwas zu sehr. „Leg sie wieder in die Sonne", meinte Pani Solowejtschik, „am Nachmittag werden sie in Ordnung sein."

Das Mittagessen verzögerte sich etwas an diesem Tage, so daß die Papirossy zur Nacht wieder auf den Balkon gelegt werden mußten. Morgens machte es sich notwendig, sie wiederum der Sonne auszusetzen.

Wir waren bei weitem nicht mehr so optimistisch gestimmt. Die Papirossy knirschten verdächtig, man mußte sie mit besonderer Vorsicht berühren, denn der Tabak rieselte bereits heraus.

Bereits die zweite Woche trägt Pan Kuzja die Papirossy des Nachts auf den Balkon, tagsüber aber legt er sie in die Sonne. Aber er macht das ohne den früheren Enthusiasmus.

Es sieht so aus, als würde sich Pan Kuzja das Rauchen abgewöhnen . . .

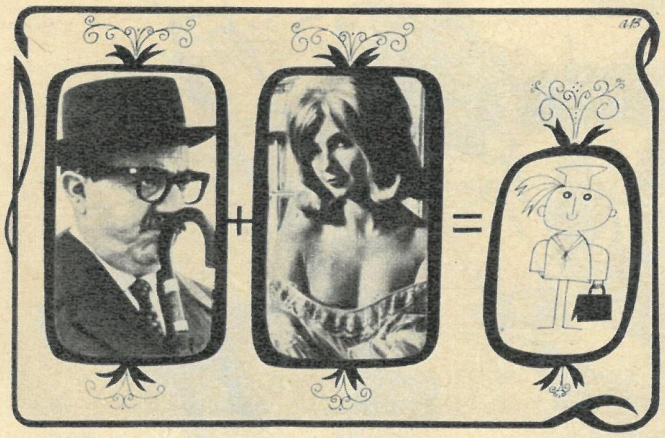
(aus: Literaturnaja Gaseta)
Zeichnung: Martin Kotsch

Heinrich Heine

EINGABE

Der Brief, den du geschrieben,
er macht mich gar nicht bang;
du willst mich nicht mehr lieben,
aber dein Brief ist lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich!
Ein kleines Manuskript!
Man schreibt nicht so ausführlich,
wenn man den Abschied gibt.



Adolf Borns

Faschings-Arithmetik

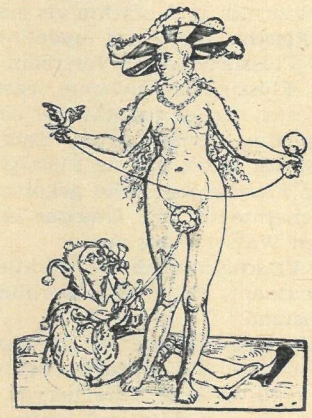
Zweiwochenspruch

Sinn für Humor ist die Fähigkeit, so zu tun, als wäre ein Witz nicht auf uns gemünzt.
(Sowjetischer Aphorismus)

Auch Schlangengift in den richtigen Händen bringt Nutzen. Und sogar Bienenhonig kann Schaden anrichten, wenn er einem Blödian in die Finger gerät.
(Kaukasisch)

Zeichnung: Martin Kotsch

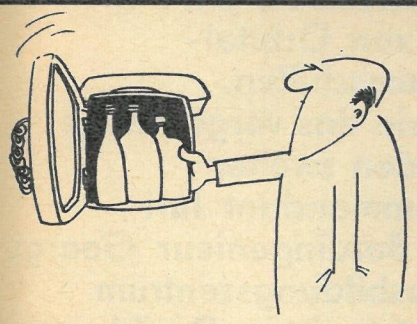
ändern den ganzen menschen. ● Wer



Wein/weyber und hohe würden ver- gern in frembden küchen. eynn kalten hert hat/der wärmt sich

Nostalgie-Ecke

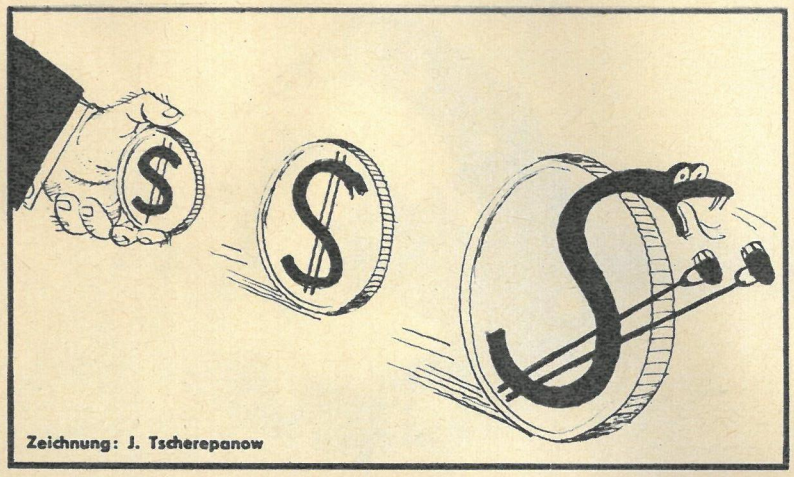
„Ja, Herr Krause, wenn Sie Karten für ‚Zwei Krawatten' im Deutschen Theater haben, dann komme ich auch mit zur Faschings-Disko."



Selbstwähl-bedienung

„erlebt" von J. Tschabelnik

Die politische Karikatur



Zeichnung: J. Tscherepanow

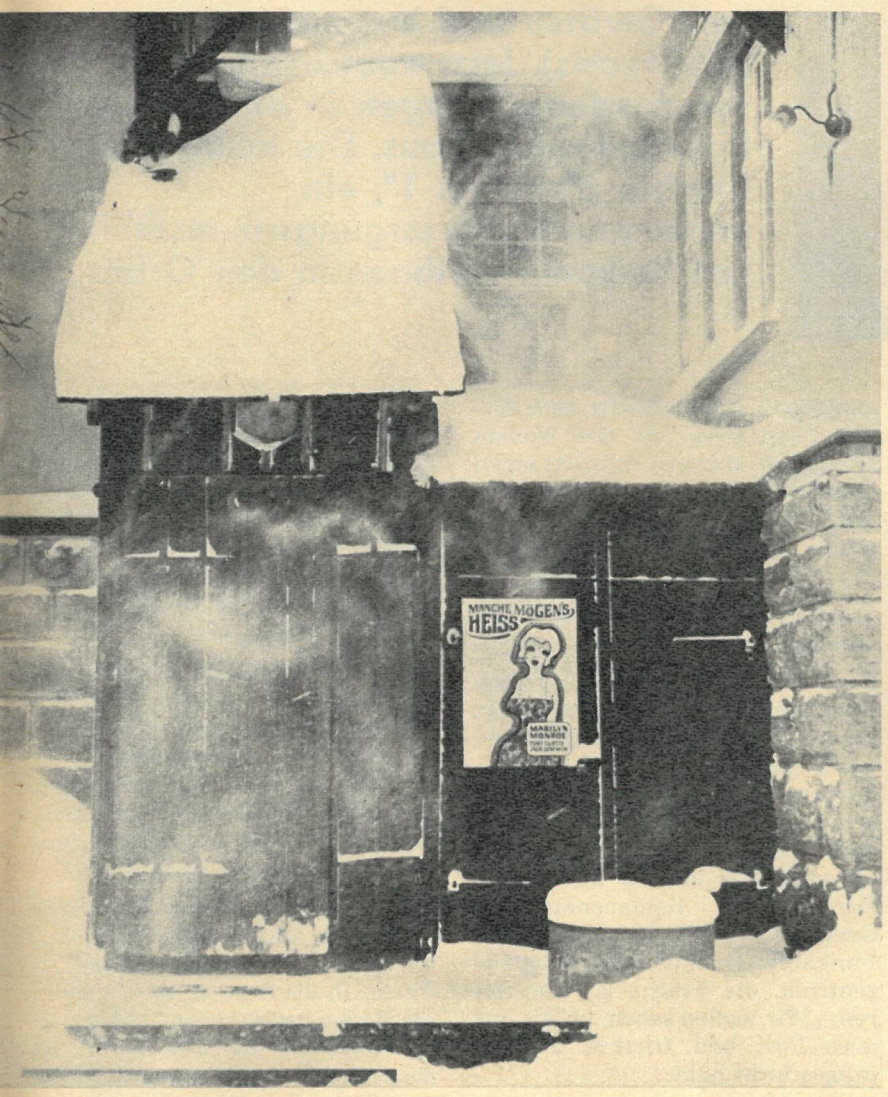
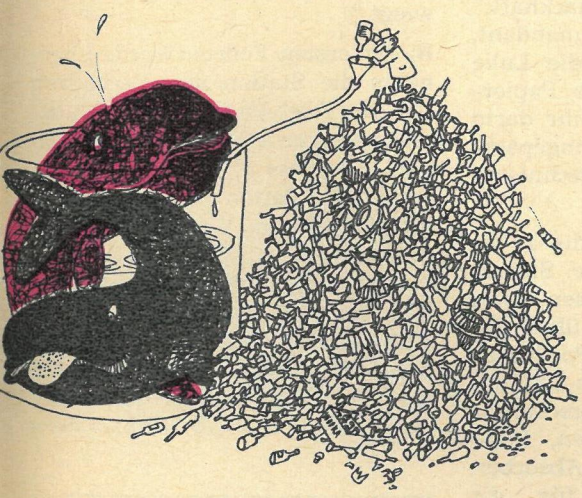


Foto: Christa Grams

Bei einer Analyse der Arbeitszeitverluste wurde festgestellt, daß sich Petrow vier Stunden am Tag in der Raucherecke aufhält. Unter Berücksichtigung der schädlichen Wirkung von Nikotin auf den menschlichen Organismus wurde beschlossen, daß Petrow täglich einen halben Liter Milch erhält.
(aus: Literaturnaja Gaseta)



Bürger K. stellte neulich eine interessante Bilanz auf. Mit den von ihm vertilgten Spirituosenmengen könnte man drei Dinosaurier und fünf Säbelzahntiger oder zwei Großwale in Spiritus legen.
(aus: Literaturnaja Gaseta)
Zeichnung: Martin Kotsch

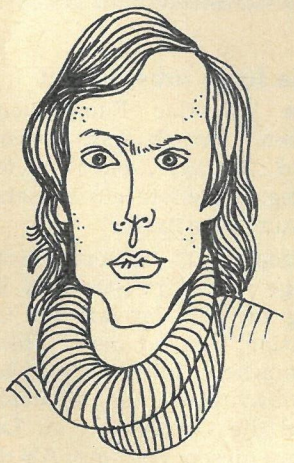
Fastnacht, frische Rollmöpse, Pfannkuchen, Fernmelder-Ehrentag und Suppen-Papirossy mixten Karin Kopp und Hannes Schreiber

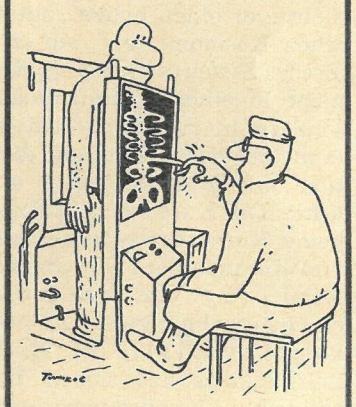
Valentin Rosanzew tischt auf:

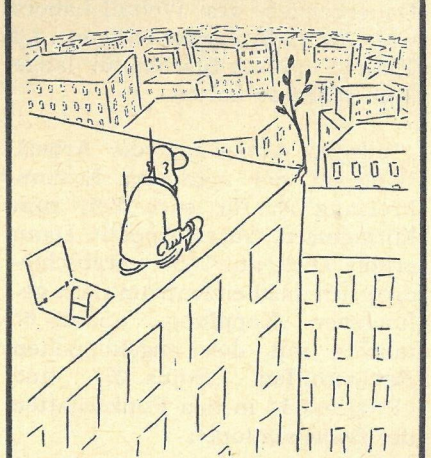
Leonid Tischkow

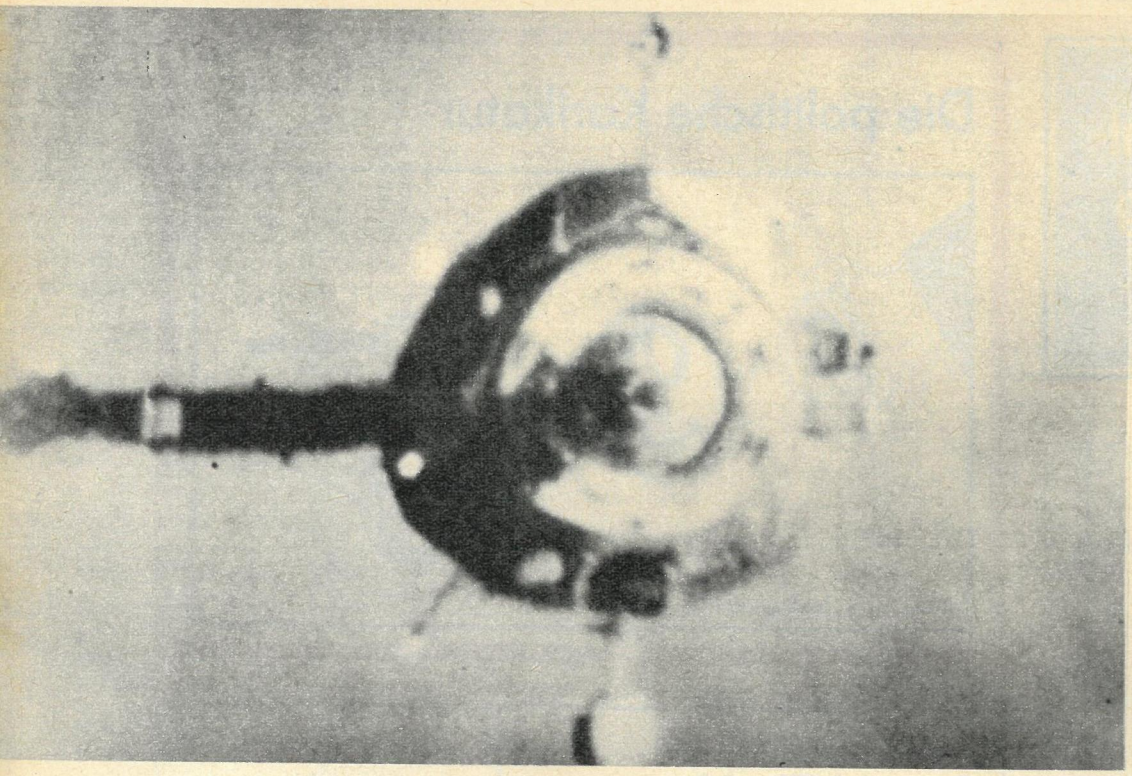
Das Porträt des jungen sowjetischen Humorzeichners Leonid Tischkow stammt von seinem Kollegen Rosanzew. Tischkows St(r)icheleien künden von seelen-anatomischen Erfahrungen des Absolventen des Moskauer Medizinischen Instituts.
Seine Zeichenfeder hat die Form eines Skalpells, sein Erscheinen in der Karikaturistenwelt ähnelt dem eines Kometen: 1976 Preisträger der „Smena" für die „Beste Karikatur des Jahres", 1976/77 drei internationale Preise auf Cartoon-Festivals in Italien und der Türkei. Ein Blick in den Paß: 1953 im Ural geboren, verheiratet und – das steht nicht drin – Meister der chirurgischen Nähte (siehe Karikatur des Flossentauchers). Ein Selbstporträt?

Hannes Schreiber









Monatelang trainierten sie am Boden in den Simulatoren von Orbitalstationen und Raumschiffen. Nun absolvieren sie das vorgesehene Programm schon den zweiten Monat im All: Kommandant Juri Romanenko und Bordingenieur Georgi Gretschko. Im Ausbildungszentrum „Juri Gagarin" übten sie im Double von Salut 6 auch den Austausch von Geräten und Instrumenten (Bild rechts). Jetzt wechselten sie verschiedene Anlagen in der Schwerelosigkeit aus. Die Ersatzteile brachte „Progress 1", ein unbemanntes Versorgungsraumschiff, von Baikonur zu ihnen in den Orbit.

Die Jungs arbeiten gut

Ein lebhafter Funkdialog zwischen „Sarja", dem Leitzentrum, und „Taimyr", der Salut 6-Besatzung, begleitete ein sensationelles Raumflugmanöver.

„Progress 1" näherte sich zwei Tage nach dem Start am Vormittag des 22. Januar der Orbitalstation, um an deren Heck festzumachen. Über Fernsehkameras beobachteten die Kosmonauten und die Operateure im Leitzentrum diesen Vorgang. Als die Umrisse des Lastenschleppers auf dem Bildschirm von „Salut 6" auftauchten (siehe Foto oben), meldete Georgi Gretschko: „Die Jungs arbeiten wirklich gut." Mit Jungs meinte er einen neuen „automatischen Kosmonauten", ein elektronisches Steuerungssystem, das sich nicht in einer Kommandokabine, sondern in der Gerätesektion befand und den Anflug auf die Station und die Kopplung ermöglichte. Der Kurs war so präzis, daß keine Korrektur erforderlich war und Kommandant Romanenko die Hand für ein Antikollisionsmanöver vom Steuerpult nehmen konnte. Um 13.12 Uhr Moskauer Zeit ankerte das sieben Tonnen schwere Versorgungsraumschiff an „Salut 6". Nachschub für einen Dauerbetrieb des Weltall-Labors war im Orbit angekommen. 2,3 Tonnen, um die Station für lange Zeit intakt zu halten.

„Taimyr, danke für die Arbeit. Während der nächsten Erdumkreisung ist für euch Zeit zum Mittagessen. Guten Appetit. Dann erholt euch gut." So verabschiedete sich das Leitzentrum nach gelungener Kopplung. „Salut 6" tauchte mit den angekoppelten Raumschiffen „Sojus 27" und „Progress 1" in den Funkschatten der Bodenstationen.

Juri Romanenko und Georgi Gretschko hatten das Versorgungsraumschiff mit Ungeduld erwartet. In einem zweiten Exemplar dieses kosmischen Lastenschleppers hatten sie im Sommer und Herbst vergangenen Jahres die Frachtübernahme ... zigmal trainiert, jeden Handgriff. Als sie sich in Baikonur für den Abflug rüsteten, sahen sie das Original in der Montagehalle. Was sie bei ihrem Start Anfang Dezember 1977 nicht kannten, war der Name dieses Flugkörpertyps. Auch die Konstrukteure um Prof. Dr. Feoktistow, weltraumerfahren durch seine Teilnahme am „Woßchod"-Unternehmen vor über dreizehn Jahren, nannten ihn einfach „Tanker", „Frachter" oder „Sojus". Denn nach dem rationellen kosten- und zeitsparenden Baukastenprinzip war er auf der Grundlage des 1963 entworfenen und inzwischen allseits bewährten Mehrzweck-Raumschiffes „Sojus" entwickelt worden. Kopplungsaggregat und Gerätesektion mit Triebwerk übernahm man für das Versorgungsraumschiff komplett. In die Gerätesektion wurde zusätzlich der „automatische Kosmonaut" installiert. Die Orbitalsektion nahm im Volumen von 6 auf 6,6 Kubikmeter zu und verwandelte sich in einen Stückgutraum. Die Rückkehrkommando-Kabine der Kosmonauten von 2,8 Tonnen Gewicht wich einer Tankersektion in Leichtbauweise. Dadurch gewann Feoktistows Kollektiv das Gewicht für 2,3 Tonnen Nutzlast und die Rubelsumme, die den Lastenschlepper rentabel machen. Gleichzeitig sah man keine Rückkehr zur Erde vor, sondern nach dem Abstoßen von der Station ein Verglühen in den dichten Schichten der Atmosphäre mitsamt der in „Salut 6" ausgebauten Verschleißteile und des Mülls nach Reinigung des kosmischen Hauses. Kurz vor dem Start des Versorgungsraumschiffes taufte man diesen Flugkörper auf den Namen „Progress", denn er vollzieht einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zu langlebigen Orbitalstationen.

Frisches Brot und Gemüse von der Erde

Eigentlich war der 22. Januar auch im Weltall ein Sonntag. Ein arbeitsfreier Tag für zwei sowjetische Raumfahrer nach anstrengenden Wochen. Lediglich medizinische Routineuntersuchungen nach dem Einlaufen des Frachters „Progress 1" in den kosmischen Hafen. Doch Romanenko und Gretschko baten beim nächsten Funkkontakt mit dem Flugleitzentrum, die Fracht zu inspizieren: „Wir wollen sehen, ob ihr uns auch Post und frisches Gemüse mitgeschickt habt."

Während des folgenden Sprechverkehrs fragte Jelissejew: „Taimyr, nun, was ist los? Habt ihr die Luke geöffnet?"

Taimyr-Zwei, der Bordingenieur, antwortete: „Natürlich, die Lukenklappe ist auf. Wir haben die Brotrationen gesichtet. Das Brot ist hier oben sehr schmackhaft." Taimyr-Eins, der Kommandant, fügte hinzu: „Als wir die Luke öffneten, sahen wir eine Papierrolle. Wir dachten, daß ihr darin Post und Souvenirs eingepackt habt. Es sind aber technische Dokumentationen."

Dokumentationen, wie die gelieferten Ersatzteile in die Station eingebaut werden müssen. Und eine Stückgut-Liste, die über einhundert verschiedene Positionen mit einer Gesamtlast von 1,3 Tonnen aufführt. Neue Forschungsapparaturen, Ventilatoren, Luftfilter, Kohlenoxyd-Absorber, Filmkassetten (auch für die MKF 6 M von Zeiss Jena), Anschnallgurte für die Sitze am Steuerpult, frisches Wasser und frische Nahrungsmittel. Sauer- und Stickstoff für die Kabinenatmosphäre, Unterwäsche, Handtücher, Socken, Servietten, Bordanzüge und Spezialanzüge mit eingearbeitetem Expander, um die Muskeln zu belasten.

In der Papierrolle fand die Besatzung eine Instruktion für die Übernahme der flüssigen und gasförmigen Güter. „Progress 1" hat eine Tonne Treibstoff, flüssigen Sauerstoff und Druckgas, geladen, das in die Tanks der Salut-Triebwerke umgepumpt werden muß.

In der letzten Januarwoche transportierten die beiden Kosmonauten die 1,3 Tonnen Stückgut-Fracht in die Station, so wie sie es am Boden geübt hatten. Gleichzeitig brachten sie Verschleißteile, ausgediente Aggregate und „Müll" zurück in das Versorgungsraumschiff. Immerhin sammeln sich täglich an Bord von „Salut 6" zwanzig bis dreißig Kilogramm Abfall an. Georgi Gretschko kommentierte: „In der Schwerelosigkeit ist das alles nicht so leicht zu bewältigen wie im Training, obwohl das ganze Zeug hier nichts wiegt."

In der ersten Februarwoche übernahm die Station den Nachschub für die Triebwerke. Über Druckpumpen wurde die Tankersektion von „Progress 1" geleert. Auf den Kopplungsplatten zwischen „Salut 6" und dem Versorgungsschiff befanden sich Verbindungsstücke für die Kraftstoff- und Gasleitungen, die ein automatisches Nachfüllen in die Tanks der Station ermöglichten. Salut 6 hat nun wieder Schubkräfte für viele Monate ...

Karl-Heinz Eyermann

Fotos: APN, PI/TASS

Variationen aus dem Baukasten

PREISFRAGE Heft 3/78

Zu welcher Filmpremiere reiste Bertolt Brecht 1932 das erste Mal nach Moskau?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50,– M sind zu gewinnen! Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung Heft 5/78.
Ihre Postkarte (mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort) schicken Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91 (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 22. Februar 1978.
Auflösung Heft 1/78: Über 7000 aus 94 Ländern. Wir gratulieren **Udo Schmidt aus Dresden.**

Jugendstunde

Alle Schüler unserer Klasse 8a der Fürstenwalder Otto-Ulinski-Oberschule freuen sich sehr auf die Jugendweihe am 6. Mai. Auf dieses Ereignis bereiten wir uns schon seit einigen Wochen vor. Vor kurzem hatten wir eine Jugendstunde im Kulturraum der Kreis-Konsumgenossenschaft mit dem Thema „Freundschaft zur Sowjetunion". Eingeladen war auch Wladimir Pasinkow, der stellvertretende Leiter des sowjetischen Militärhandelsbetriebes, mit dem die Konsumgenossenschaft einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen hat. Interessant berichtete der sowjetische Gast über die Entwicklung seiner Heimat und auch über die Zusammenarbeit mit den Berufskollegen vom Konsum. Mit einem selbstgedrehten Farbfilm vom Urlaub in Mittelasien bereicherte Helmut Gawin, der Vorsitzende der Konsumgenossenschaft, die Zusammenkunft.

Manuela Danielzock, Fürstenwalde

Leser-forum

NOTIZ in eigener Sache

Auflösung und Gewinner vom mobile-Quiz „Fehlerfrei und sicher auch im neuen Jahr" (FW 47/77) finden Sie erst im Heft 4/78.

Sowjetische Offiziere im Museum der Streitkräfte der UdSSR vor Exponaten über die Entstehung der Roten Armee

Museum der Siege in Moskau

In Moskau besuchte ich das Museum der Streitkräfte der UdSSR und fand dort Exponate, die mich sehr beeindruckten. Eines davon ist die rote Fahne, die sowjetische Soldaten im Mai 1945 in Berlin gehißt hatten. An diesem Banner des Sieges halten Veteranen der Sowjetarmee an Staatsfeiertagen Ehrenwache. Eine große Waffenausstellung im Freigelände zu beiden Seiten des Hauptgebäudes vermittelt anschaulich die Entwicklung der Waffensysteme von der Gründung der Roten Armee an.

Ruth Korda, Naumburg

Mich interessierten in diesem Museum besonders die Fahnen der ersten Kampfgruppen des Proletariats aus der Revolution von 1905 und die Banner der „Roten Garden" von 1917, mit denen das Winterpalais gestürmt wurde. Auch alter und neuester Technik begegnet man hier: den ersten Flakgeschützen, den Panzern T 34, die sich im Großen Vaterländischen Krieg bewährten; vor dem Eingang ragt eine moderne strategische Rakete empor, die Unbesiegbarkeit der Sowjetarmee symbolisierend.

Manfred Feldmann, Bernau

Sie fragen – wir antworten

Heute Reisen

Wir bitten um Aufklärung darüber, was unter den einzelnen Hotel-Kategorien bei Sowjetunion-Reisen zu verstehen ist.
Familie Pöck, Leipzig

Werden bei Reisen in die Sowjetunion die Hotels für die jeweilige Route fest vereinbart?
Herta Müller, Meißen

Liebe Familie Pöck! Die Unterkunft ergibt sich aus den vereinbarten Leistungen und kann in der Sowjetunion Kategorie de luxe, I oder Tour, Motel, Bungalow oder Camping sein. Sie muß im Reisevertrag ausgeschrieben sein. Die einzelnen Kategorien besagen: **de luxe** – komfortabel eingerichtete Ein- oder Zweibettzimmer mit Vorraum, Bad/WC oder Dusche, vorwiegend für Einzelreisende; **I** – normal eingerichtete Zweibettzimmer sowie vereinzelt Einbettzimmer mit Bad/WC oder Dusche; **Tour** – einfache Zwei- und Mehrbettzimmer ohne Bad oder Dusche, kostenlose Benutzung der Dusche oder des Bades auf der Etage. Die Kategorie des Übernachtungsobjektes berücksichtigt aber nicht die territoriale Lage. Nicht bei allen Reisen ist der Name des Hotels bei Vertragsabschluß bereits bekannt. Wenn zum Beispiel Kat. I/Tour angegeben ist, dann wohnen Sie während einer Reise, die in mehrere Städte führt, in einer Stadt nach Hotel Kat. I, in der anderen nach Kat. Tour. Die unterschiedlichen Kosten sind im Gesamtpreis berücksichtigt.

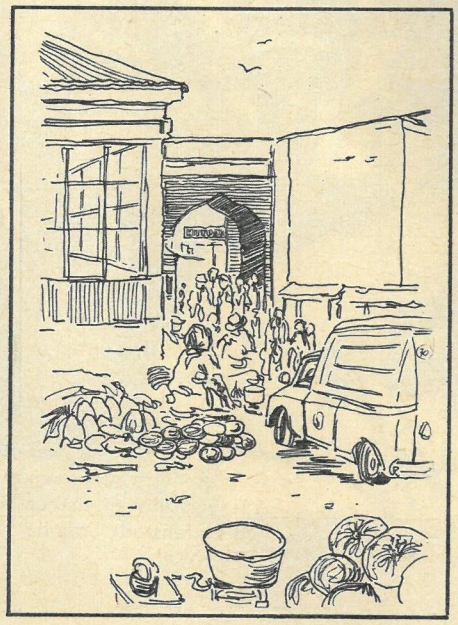
Liebe Frau Müller! Meistens erfährt man bei der Buchung einer Reise, wo man wohnt. Für größere sowjetische Städte, in denen es mehrere Intourist-Hotels gibt, ist diese Angabe nicht möglich. Dazu gehören zum Beispiel Moskau, Kiew und Leningrad. Die gesamten Intourist-Betten-Kapazitäten werden in diesen Städten über einen Dispatcher ausgelastet, das heißt, die Einweisung der Reisegruppen erfolgt operativ. Obwohl es internationale Verträge gibt, ist im Tourismus doch viel Bewegung zu verzeichnen – es werden Reisen storniert, und Sondereignisse sind zu berücksichtigen. Intourist erreicht deshalb über diese operative Einweisung eine weit bessere Auslastung der Hotels. Bei der starken Nachfrage nach Reisen in solche Städte muß man dafür Verständnis haben, auch wenn dadurch der Tourist erst auf dem Flugplatz „sein" Hotel erfährt. Aus diesem Grund können Sie, wenn Sie vielleicht Bekannte treffen wollen, leider nicht vorher mitteilen, wo Sie wohnen werden.

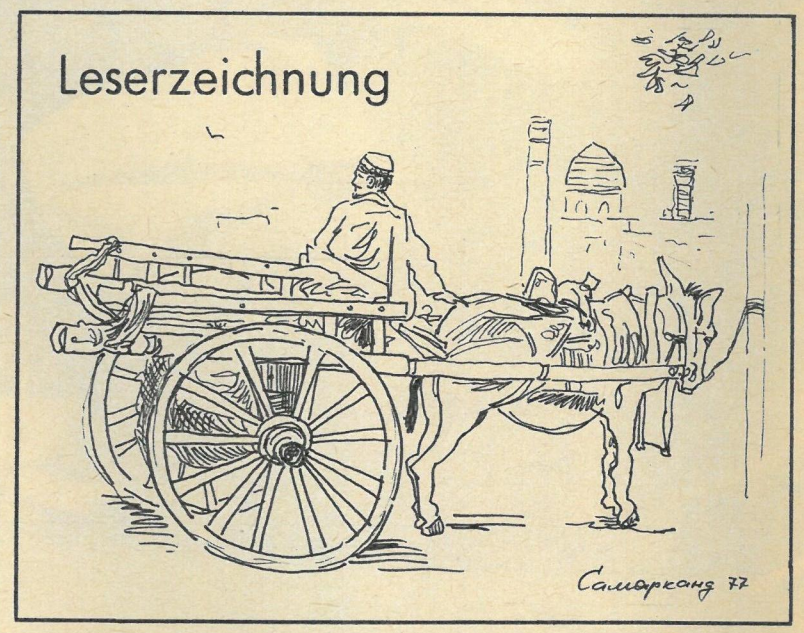
Ihr Karl-Heinz Gummich

Liebe Leser!

Bitte schreiben Sie uns Ihre Fragen zu Touristenreisen in die Sowjetunion. Jeder 50. Einsender erhält eine Reisetasche oder einen Koffer, jeder 10. eine Prospektmappe.

Wie wäre es, wenn Sie nach dem Beispiel unseres Lesers Helmut Balbrink, Reiseleiter aus Berlin, gelegentlich auch einmal Kamera mit Zeichenstift vertauschen? Diese Blätter entstanden in Mittelasien.

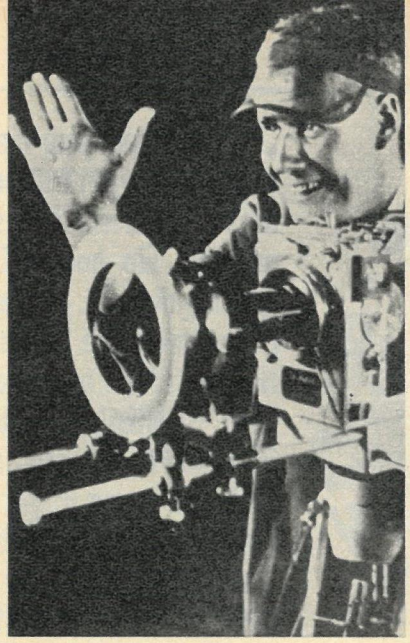




Von der Reaktion gefürchtet

Zum 80. Geburtstag von Sergej Eisenstein, dem revolutionären sowjetischen Filmschöpfer, schrieb uns **Swetlana Thoss** aus Wittenberg:

Vor gut einem Jahr war in unseren Tageszeitungen zu lesen, daß Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin" von einer spanischen Zensurbehörde verboten worden war. Durch meinen Vater, der als Interbrigadist in Spanien kämpfte, weiß ich gut Bescheid über den schweren Kampf des spanischen Volkes — damals und auch in unserer Zeit. Aus Erzählungen meiner Eltern weiß ich aber auch viel über die Kunst als Waffe im Klassenkampf, erfuhr, welchen Einfluß sowjetische Filme in den zwanziger Jahren hatten, wie sie die deutschen Arbeiter aufklärten und revolutionierten. Klar, daß sie auch damals von der Reaktion gefürchtet wurden. Der Film über die aufständischen Matrosen, am 29. April 1926 zum ersten Mal außerhalb der Sowjetunion im Berliner Apollotheater aufgeführt, wurde verboten. Daraufhin rief der „Klassenkampf", die Tageszeitung der KPD für den Bezirk Halle/Merseburg, dazu auf, keinen Kulturterror zu dulden. Die Protestaktionen hatten Erfolg. Im Thalia-Theater in Halle wurde der Film im Oktober 1926 wieder gezeigt!



Sergej Eisenstein bei Filmaufnahmen

Fachwerkbaukunst „aufpoliert"

In dem Beitrag „Zugvögel" (FW 46/77) schreiben Sie auch über „Die dritte Liebe des Tadeusz Z.". Ich freue mich, daß in Quedlinburg polnische Spezialisten mithelfen, mittelalterliche Fachwerkbauten zu erhalten. Vieles wurde schon im Harzgebiet restauriert. Auch in Blankenburg haben die Verantwortlichen Verständnis für Baudenkmäler bewiesen, das zeigt sich an den Fachwerkhäusern der Langen Straße. In diesem Jahr geht es weiter — unsere Stadt bekommt ein schöneres Gesicht!

Hermann Scholz, Blankenburg (Harz)

Stolberg im Harz

Es war nicht die Seekrankheit

Ein Zwischenfall aus arktischen Gefilden, der mit einer Freundschaft besiegelt wurde — erzählt von **Klaus König, Bergen (Rügen):**

Die Besatzung des Versorgungsschiffes SAS 400 „Eisleben" steuerte im hohen Norden die Fangflottillen des Saßnitzer Fischkombinats an. An Bord auch Matrose Mario Tafel. Er fühlte sich nicht wohl — doch selbst der kernigste Seebär ist gegen gelegentliches Magenkneifen nicht gefeit. Hört das Piken jedoch überhaupt nicht mehr auf, konzentriert sich zudem auf den rechten Unterleib, na, dann tippt der Kapitän erfahrungsgemäß auf — Blinddarm. Da gibt's nur eine Entscheidung: Sofort den nächsten Hafen ansteuern und ins Krankenhaus! Allerdings, Krankenhaus ist gut — die „Eisleben" kämpfte sich einige hundert Meilen vor der sowjetischen Nordmeerküste vorwärts. Laut Seekarte waren die auf der Route liegenden Inseln unbewohnt. „Dunnerslag", stöhnte Käpt'n Rolf Grünenwald, „een Unglück kömmt selten alleen!" Der Bordfunker hatte inzwischen mehrere sowjetische Küstenstationen alarmiert — nicht vergeblich. Auf einer kleineren Insel befand sich eine Basis von Geologen, darunter ein Arzt. Nun ging alles ganz schnell: Kurswechsel, Krankentransport an Land, Untersuchung durch den Arktisarzt Witali Mjasnikow — akuter Blinddarm! „Liebe Freunde, ich bin aber Allgemeinmediziner — wollen wir es trotzdem wagen?" Die Operation gelang glänzend. Zwei Wochen später betrat Mario wieder die vertrauten Planken. Die Besatzung hatte geduldig ausgeharrt und erwartete nun auch den Arktisdoktor und das Geologenkollektiv zu einem Festmahl, daß sich die Back bog. Die unter so ungewöhnlichen Umständen geschlossene Freundschaft erhielt eine Taufe, wahrlich echt und feucht! Und sollte eine steife Brise den Arktisdoktor an die wesentlich ruhigeren Gestade Rügens verschlagen, ist er in der See- und Hafenstadt Saßnitz jederzeit gern gesehen!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: APN, Eisenstein-Archiv (Moskau), ZB

Mucken

und anderes

„Ich bin die Fischer" (FW 47/77) war sehr gut und hautnah geschrieben. Jedoch: Der unter Musikern und Sängern gebräuchliche Begriff „Mugge" schreibt sich nicht mit „ck". Das Wort entstand als Kurzform für „Musikalisches Gelegenheitsgeschäft".

Dieter Morgenstern, Meerane

Danke! Die Mucke wurde ausgetrieben.

Ich wurde beim Lesen des Beitrags über Veronika Fischer stutzig. Ob ein sowjetischer Kollege seinen Auftritt auch um fünf Stunden verschoben hätte, um nicht ohne eigene Technik improvisieren zu müssen?

Hans Jürgen Schwartz, Rostock

Sehr schön finde ich das Landschafts-Quiz ab FREIE WELT 41/77. Die Fragen sind schon so, daß man sich mit der Geographie der UdSSR beschäftigen muß.

Ulrich Stamm, Bautzen

Über meinen Gewinn beim Landschafts-Quiz habe ich mich sehr gefreut. Danke der „glücklichen Hand", die mich gezogen hat.

Johanna Effler, Blankenburg (Harz)

Ich lese regelmäßig Ihre Ratschläge für Touristen. Nun las ich die Reportage von Karl-Heinz Eyermann über den Flug der TU 144 nach Alma-Ata (FW 47/77). Mich freuten die Tickets mit Sesselnummer — wäre schön, wenn sich INTERFLUG da bei Aeroflot eine Scheibe abschneiden könnte.

Kurt Trommler, Zittau

Die Notizen der Eislaufprinzessin Irina Rodnina (FW-Serie 45/77 bis 1/78) haben mir außerordentlich gut gefallen. Anschaulich und offen wird hier berichtet, nichts beschönigt. Ich wünsche Irina und ihrem Sascha, daß sie 1980 bei den Olympischen Spielen doch noch einmal dabei sind!

Rosemarie Kathert, Dresden

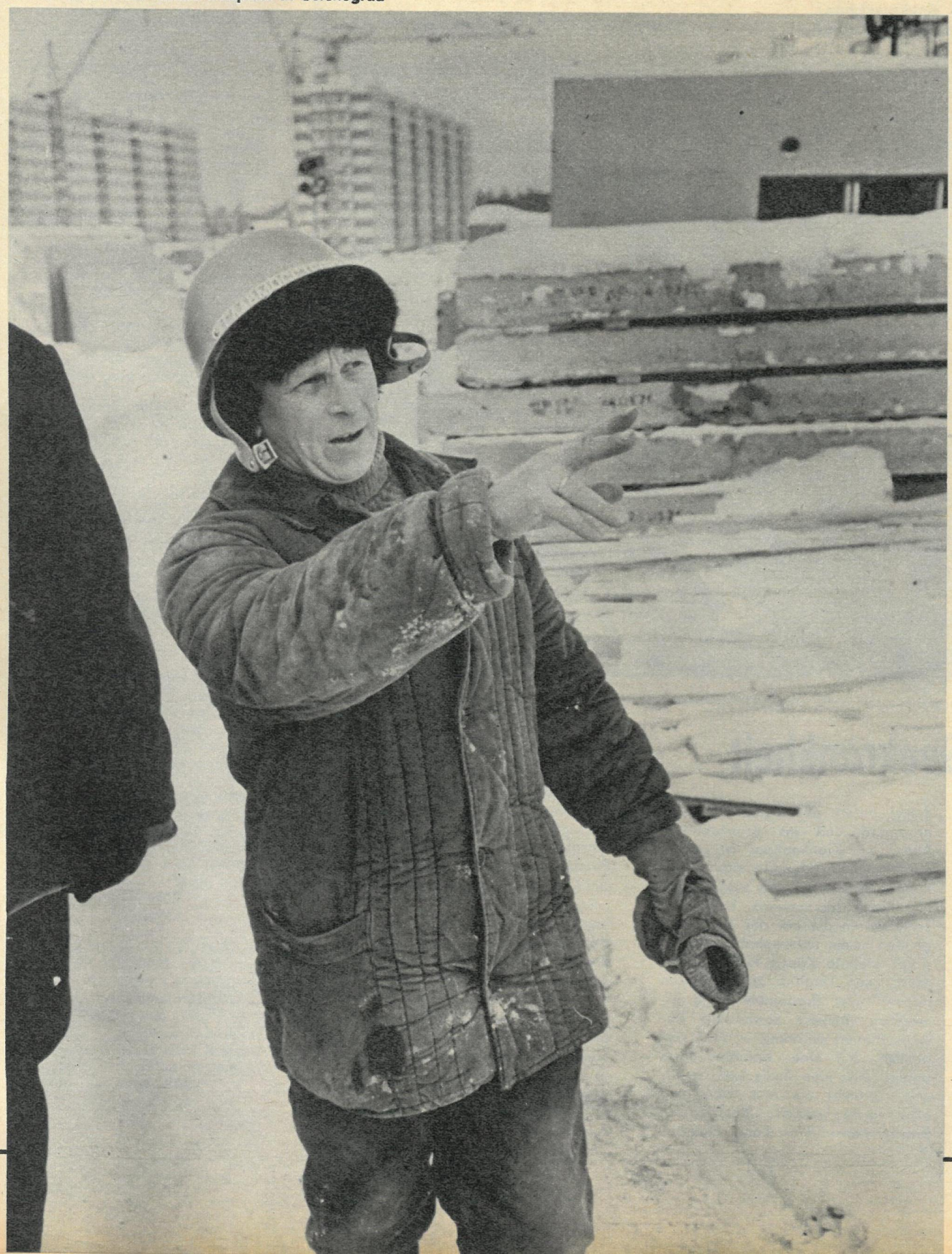
In Heft 1/78 habt Ihr auf den Seiten 48/49 ein großartiges Programm für „Jugendtourist" veröffentlicht. Ich freue mich, daß unserer Jugend solche Reisemöglichkeiten geboten werden.

Wilhelm Armbruster, Schwarzenberg

„Sie erhalten eine Neubauwohnung!" – 111200mal wird 1978 diese Nachricht Menschen unserer Republik glücklich machen. Ein hohes Ziel, ein verpflichtendes in Vorbereitung des 30. Jahrestages. Da liegen Elan, Begeisterung und kluge Ideen hoch im Kurs. Einer, nach dessen Neuererideen auch auf unseren Bauplätzen gearbeitet wird, ist Nikolai Slobin, der „Millionär aus Selenograd" (FW 22/77). Christa Schulze aus Neubrandenburg, Heinz Schiemenz aus Hoyerswerda, Helga Beyer aus Cottbus, Rolf Witzig aus Wittenberg nutzten stellvertretend für viele andere unserer Leser die Gelegenheit, innerhalb unserer Gemeinschaftsaktion mit APN an den „Vater" der Slobin-Methode Fragen zu stellen.

Auskunft aus erster Hand

Nikolai Slobin auf einem Bauplatz in Selenograd



Frage: Welche Faktoren sind notwendig, damit eine Brigade nach der von Ihnen entwickelten Methode arbeiten kann?

Erstens: eine solide technische Basis, zweitens: ein detailliert ausgearbeiteter Plan der Materialbereitstellung, drittens: ein exakter Vertrag mit der Verwaltung, in dem Termine abgestimmt sind, der Charakter der auszuführenden Arbeiten und der Kostenwert des Objekts festgehalten werden, und viertens: ein festes, freundschaftliches Kollektiv.

Frage: Wie steht es um die Zulieferung von Materialien für Ihren Bauplatz?

Sie läuft nach einem stündlich aufgegliederten Plan. Es ist genau für den jeweiligen Tag festgelegt – WANN WELCHE Zulieferung WO erfolgt. Leider geht es nicht immer ohne Stockungen ab. Aber wir lassen nicht zu, daß sie den Rhythmus der Arbeit stören.

Frage: Gilt Ihre Methode nur bei der Errichtung des Rohbaus oder geht sie bis zur Übergabe der fertigen Wohnungen?

Vom ersten Tag des Hausbaus bis zum Moment der Übergabe an seine Bewohner arbeitet die Brigade nach der von uns entwickelten Methode. Zu unserem Kollektiv gehören 64 Kollegen. Sie vertreten alle Berufe, die auf dem Bau nötig sind. Darüber hinaus beherrschen viele zwei bis drei miteinander verwandte Berufe, so daß ein Arbeiter den anderen ersetzen kann.

Frage: Hat die Brigade Kontakte mit den Mietern der von ihr erbauten Häuser?

Ja. Es besteht folgende Tradition: Nach Übergabe eines Wohnhauses übernehmen wir für ein Jahr die Garantie. Tatsache ist, daß Defekte sich immer wieder erst einige Zeit nach Beendigung der Arbeiten einstellen. Wir beseitigen sie. Es gibt aber auch Treffen mit den Einwohnern, wo wir uns nach deren Ansprüchen, Wünschen erkundigen.

Frage: Gibt es eine Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern und Brigaden, die die Slobin-Methode anwenden?

Die Wissenschaftler unterstützen uns aktiv. Es erscheinen Bücher und Broschüren, in denen Experten diese Methode verallgemeinern und wissenschaftlich begründen. Grundlage hierfür ist stets der enge Kontakt zwischen Autoren und Kollektiven, die Gebäude nach unserer Methode errichten.

Frage: Welche Rolle spielt für Ihre Brigade der Wettbewerb mit den Leningrader und Murmansker Kollegen?

Wir waren bei ihnen auf dem Bau, und Vertreter der Brigaden Serikow (Murmansk) und Schewzow (Leningrad) kamen nach Selenograd – Wettbewerbsergebnisse werden ausgewertet, gemeinsame Probleme erörtert, Erfahrungen ausgetauscht. All das, versteht sich, fördert die Arbeitsqualität.

Erfahrungsaustausch in Berlin

Frage: Haben Ihre Leute eine Patenschaft über irgendein Kollektiv?

Ja. Zu einer Schule und zu einem Kindergarten in Selenograd. Die Gebäude wurden von uns errichtet und unterstehen regelmäßig unserer Kontrolle. Den Knirpsen bauten wir einen Spielplatz. Mit den Schülern treffen wir uns, berichten von unserem Leben auf dem Bau. Jeweils am 1. September nimmt jemand von uns an der feierlichen Eröffnung des neuen Schuljahres teil.

Frage: In welchen sozialistischen Ländern wird Ihre Methode angewandt?

Zuerst übernahmen sie die Bauleute der DDR. Nach ihnen Arbeiter Bulgariens und der ČSSR. Sie schickten Kollegen zum Erfahrungsaustausch nach Selenograd. Ich meinerseits hatte Gelegenheit, die Methode des Brigadevertrages auf Bauplätzen in der DDR, Bulgarien und der ČSSR vorzuführen.

Frage: Welche Eigenschaften müssen Ihrer Meinung nach einen Kommunisten auszeichnen?

Vor allem ideologische Überzeugung, mit der er dem Aufbau des Kommunismus dient. Er muß ehrlich sein und gewissenhaft. Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der ihm übertragenen Arbeit garantieren deren Erfüllung mit „ausgezeichnet". Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit im Verhältnis zu den Kollegen bedeutet Prinzipienfestigkeit.

Frage: Was bringt Sie am ehesten aus dem Gleichgewicht, und wie reagieren Sie auf Kritik?

Ich kann Gleichgültigkeit nicht vertragen. Es scheint mir, daß man sich ständig aktiv in das Leben einmischen muß. Daß man an Mängeln nicht vorbeigehen darf, welche auch immer es sein mögen. Ob große oder kleine.
Was meine Reaktion auf Kritik betrifft: Ich bin gewöhnt, im Gespräch mit Kollegen, ob Brigademitglied oder Vorgesetzter, nur das zu sagen, was ich denke, und nicht zu heucheln. Weil Unausgesprochenes mich beunruhigt und sehr belastet. Deshalb wohl auch nehme ich Kritik, die an meine Adresse gerichtet ist, niemals übel. Ich fasse sie nicht als Beleidigung auf, sondern bemühe mich herauszufinden, ob der mich Kritisierende im Recht ist oder nicht.

Frage: Welche Eigenschaften schätzen Ihre Kinder an Ihnen am meisten?

Ich bemühte mich, sie von Kindheit an zu lehren, ehrlich zu sein. Als sie klein waren, hörte ich sie oftmals im Streit mit anderen Kindern sagen: „Weshalb schwindelst du? Unser Papa sagt, man muß immer die Wahrheit sagen!" Jetzt sind sie groß. Aber das Prinzip — immer ehrlich zu sein — wird weiter in unserer Familie streng eingehalten.

Frage: Wo verbringen Sie gewöhnlich Ihren Urlaub?

Darauf zu antworten fällt mir schwer. Denn so groß unser Land ist, so unterschiedlich ist auch seine Natur, und jede Landschaft ist auf ihre Weise schön. Ich liebe besonders die Moskauer Umgebung. Gern verbringe ich den Urlaub aber auch im Kaukasus. Im vergangenen Jahr erholte sich die ganze Familie auf der Krim, nicht weit von Jalta.

Frage: Treiben Sie Sport?

Dafür bleibt wenig Zeit. Jetzt, im Winter, laufen mein Sohn und ich sonntags Ski. Im Sommer geht's zum Angeln.

PS Nikolai Slobin bat, allen Lesern der FREIEN WELT Grüße zu bestellen und ihnen in seinem Namen für die Briefe zu danken, die an seine Adresse und die seiner Brigade gerichtet waren.

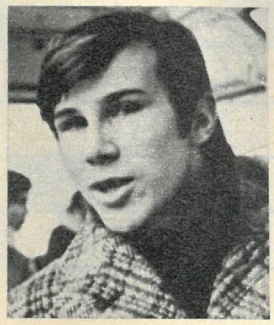
Fotos: W. Akimow, A. Paszkowiak, J. Gerbeth

Was Sportchampions beichten

Wer kennt nicht die Sterne des sowjetischen Eislaufs — Irina Rodnina und Alexander Saizew, Irina Moissejewa und Andrej Minenkow! Und sicher — auch an diese Prominenten würden Sie gern Fragen stellen. Der Zeitung „Sowjetski sport" entnahmen wir für Sie, liebe Leser, eine von uns redaktionell gekürzte Umfrage.

Fragen:
1. **Welche menschlichen Eigenschaften schätzen Sie am meisten?**
2. **Was sollte einen Mann besonders auszeichnen?**
3. **Was sollte eine Frau besonders auszeichnen?**
4. **Welche Eigenschaften verurteilen Sie am schärfsten?**
5. **Welches ist Ihr kennzeichnenster Charakterzug?**
6. **Was macht Sie unglücklich?**
7. **Wer ist Ihr Lieblingsschriftsteller?**
8. **Was ist Ihre Lieblingsblume?**

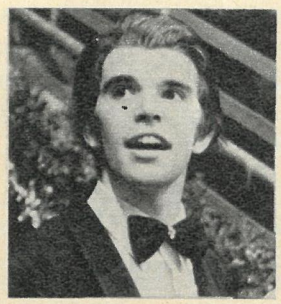
I. Rodnina



A. Saizew

1. Ehrlichkeit	1. Zielstrebigkeit, Ehrlichkeit
2. Kraft und Güte	2. Verantwortungsbewußtsein
3. Liebe	3. Herzlichkeit
4. Wenn ein Mensch, der nichts gibt, viel fordert	4. Speichelleckerei, Heuchelei
5. Ich bin klein und boshaft	5. Ich bin anderen nicht ähnlich
6. Leid eines mir nahestehenden Menschen	6. Einsamkeit
7. Michail Bulgakow	7. Alexandre Dumas
8. Nelke	8. Nicht gepflückte

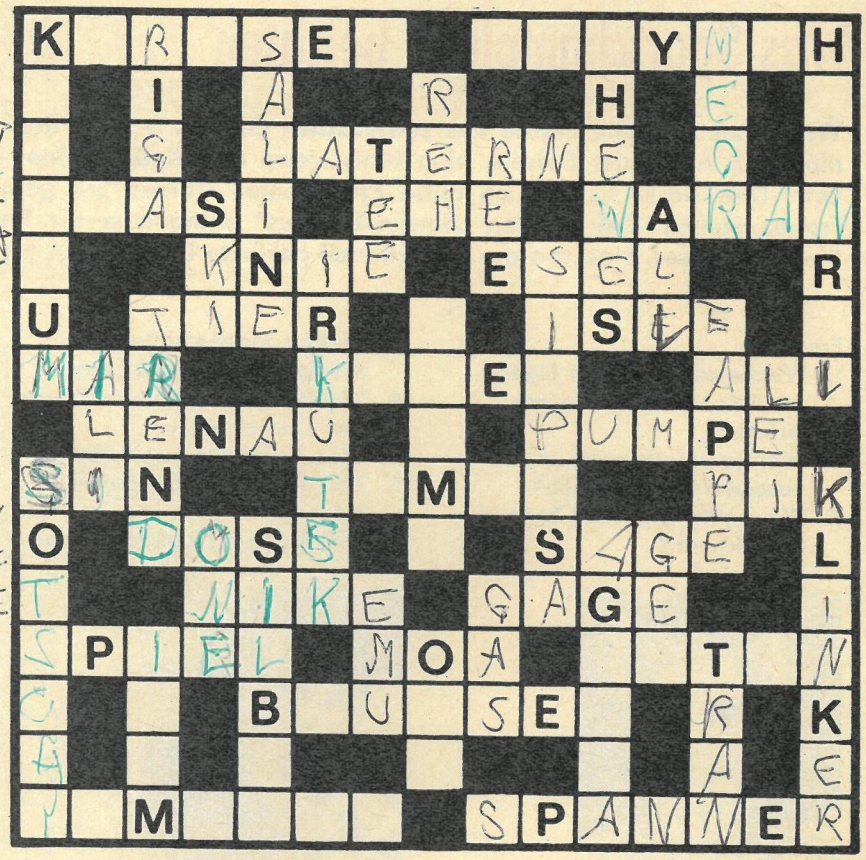
I. Moissejewa



A. Minenkow

1. Güte	1. Anständigkeit
2. Verantwortungsbewußtsein	2. Zielstrebigkeit, Mut
3. Weiblichkeit	3. Weiblichkeit
4. Anmaßung	4. Eitelkeit
5. Empfindlichkeit	5. Ungeduld
6. Keine Freunde zu haben	6. Wenn man nicht verstanden wird
7. Lew Tolstoi	7. Jack London
8. Maiglöckchen	8. Nicht gepflückte

Fotos: ZB, E.-L. Bach, Archiv



KREUZGITTER

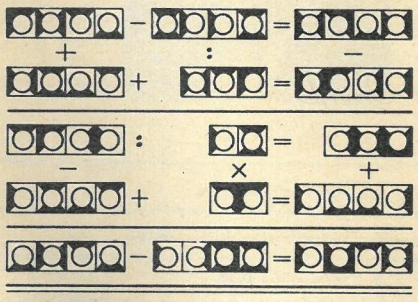
Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. sowj. Nachrichtenagentur, 2. das Universum, 3. sowj. Volk im Westen der SU, 4. aromat. Getränk, 5. dichterisch: Atem, 6. Wintersportgerät, 7. Lasttier, 8. Hauptstadt der Lettischen SSR, 9. Gesellschaftstanz, 10. luftförm. Körper, 11. engl. Biersorte, 12. Lebensbund, 13. Fischfett, 14. Waldtier, 15. Lebewesen, 16. russ. Wurfholzspiel, 17. Randmeer des Nordpolarmeeres, 18. Beingelenk, 19. Angehöriger eines Volkes in Nordskandinavien und auf Kola, 20. Anlage zur Förderung von Grundwasser, 21. Bergspitze, 22. Merkbuch, 23. sowj. Schwarzmeer-Kurort, 24. straußenähnl. Laufvogel, 25. sowj.-armen. Schriftsteller (1878–1964), 26. Männername, 27. engl. Zahlwort, 28. geometr. Figur, 29. Rückstand bei der Zuckerrübenverarbeitung, 30. vor Maßeinheiten das Millionenfache, 31. russisch: Frieden, 32. Wendekommando, 33. Fluß i. d. Kasachischen SSR, 34. Wüste i. d. Turkmenischen SSR, 35. österr. Lyriker (1802–1850), 36. Kreisstadt im Bezirk Suhl, 37. ausgerotteter Riesenvogel Neuseelands, 38. griech. Meernymphe, Mutter des Achilles, 39. rumän.-jugoslaw. Donaunebenfluß, 40. engl. Insel, 41. Schmetterlingsfamilie, 42. südwestpoln. Wojewodschaft, 43. Meeres-Raubfisch, 44. Hartziegel, 45. Echsenart, 46. altgerman. Stammesverband, 47. Wacholderbranntwein, 48. Anlage zur Kochsalzgewinnung, 49. Öffnung im Schiffsdeck, 50. Hobelabfall, 51. überlieferte Erzählung, 52. Fluß in Mittelengland, 53. Nebenfluß des Ob, 54. Stadt a. d. Angara, 55. Entgelt für freiberufl. Arbeit, 56. Nebenfluß des Rheins, 57. Straßenbeleuchtungskörper.

SCHACH

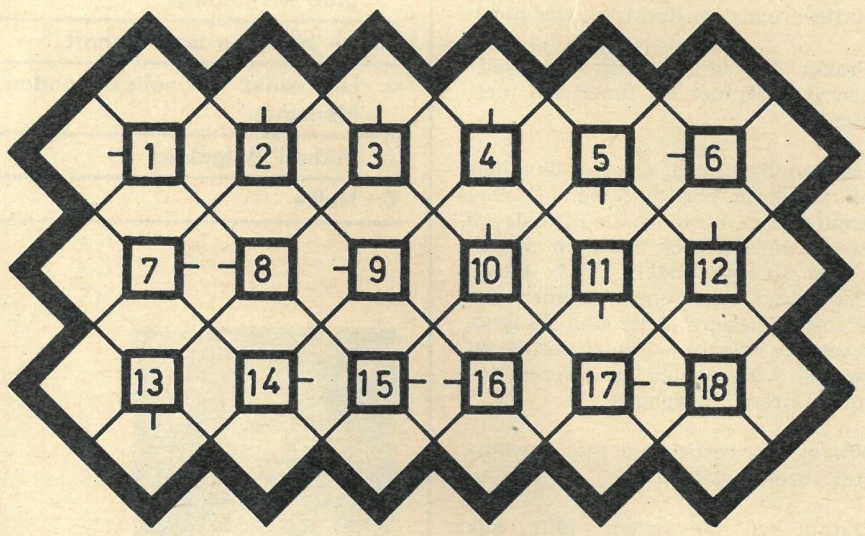
44. UdSSR-Meisterschaft (Oberliga)

SLAWISCH, T. Petrosjan (Moskau) – W, Kupreitschik (Minsk), 44. UdSSR-Meisterschaft 1976: **1. d4 d5 2. c4 c6 3. cd cd 4. Sc3 Sf6 5. Sf3 Sc6 6. Lf4 e6 7. e3 Ld6 8. Lg3 Se4 9. S:e4 de 10. Sd2 L:g3 11. hg e5 12. de Da5 13. Db3 D:e5 14. Le2 De7 15. Tc1 0–0? 16. S:e4 D:e4 17. Ld3 Db4+ 18. D:b4 S:b4 19. L:h7+ Kh8 20. Lb1+ Kg8 21. Tc4 a5 22. Lh7+ Kh8 23. Lf5+ Schwarz gab auf (wegen 23. ... Kg8 24. Tch4 g6 25. Th8+ Kg7 26. T1h7+ Kf6 27. T:f8).**



RATEN UND RECHNEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



WABENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:

1. Opernlied, 2. kleiner indischer Büffel, 3. großes Gewässer, 4. Umhang, 5. Stadt am Westfuß des mittleren Schwarzwalds/BRD, 6. Teilbetrag, 7. Vorfahre, 8. Stahlplatte mit Versteifungen, 9. Fruchtinneres, 10. Hafendamm, 11. Hast, 12. Rauchfang, 13. Begründer der patriot. Turn- und Sportbewegung („Turnvater"), gest. 1852, 14. nord. Männername, 15. malaiische Anrede, svw. Herr, 16. Prüfversuch, 17. Gestalt aus der Oper „Peer Gynt", 18. schrägrandige Schüssel.

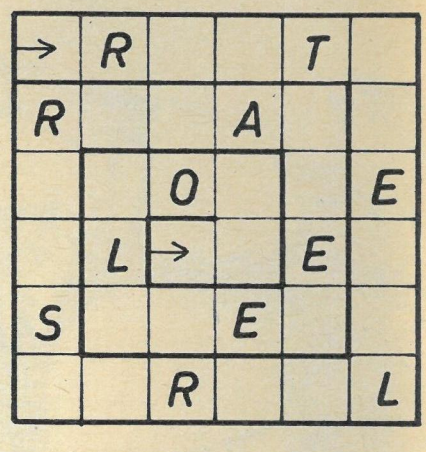
Die Buchstaben in den Außenfeldern – bei 1 beginnend (Feld mit Häkchen) in Uhrzeigerrichtung gelesen – ergeben den Vor- und Familiennamen eines weltberühmten armenisch-sowj. Komponisten.

EINER FEHLT

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neuer Wortschluß hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:

Mai – Tab – Lei – Oli – Mus – Bor – As – Ala – Tang – Mario

Die neuen Endbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine finanzielle Beihilfe (besonders aus staatlichen Mitteln).



WÖRTERBAND

Von außen nach innen: Lebewesen – umgangssprachlich: Fehler, Dummheit – Erfinder der Schiffsschraube – Funkmeßverfahren – Offiziersdienstgrad der obersten Rangklasse – umlaufender Maschinenteil.

Von innen nach außen: Farbe – Fluß in Thüringen – Nordlandtier (Mz.) – Maßeinheit der Temperatur – Stadt in Südfrankreich – Reihe, Folge – Zeitungsabonnent – Skulptur des Naumburger Doms – deutscher Volksliedsammler des 19. Jh.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 2/78

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Ohrdruf, 5. Losung, 8. Epik, 11. Alai, 13. Uwe, 14. Ohře, 15. Sesam, 17. Balsam, 19. Bernstein, 20. Udmurte, 21. Lenin, 22. three, 23. Riegel, 24. Nesse, 28. Kola, 30. Metro, 32. Hangar, 33. Eis, 34. Triest, 36. Adebar, 40. Tropik, 44. Anorak, 46. Ida, 47. Seiler, 49. Erbse, 51. Esse, 53. Igrim, 56. Kopeke, 61. Akita, 65. Debel, 66. Tataren, 67. Teekannen, 68. Umsatz, 69. Argon, 70. agil, 71. Ear, 72. Brut, 73. Aule, 74. Abteil, 75. Triller.
Senkrecht: 1. Ossete, 2. Rasur, 3. Ramme, 4. Fuhre, 5. Leber, 6. Salbe, 7. Gomel, 8. Erbin, 9. Peene, 10. Kineschma, 11. Akte, 12. Anis, 16. Adept, 18. Ale, 25. Log, 26. Bar, 27. Boot, 28. Knie, 29. Lama, 30. Mir, 31. Esino, 33. Etat, 35. Ski, 37. Don, 38. Boris, 39. Reka, 41. Ries, 42. Pole, 43. Karaganda, 44. Alei, 45. Ade, 47. SED, 48. Ist, 50. Baker, 52. Banner, 54. Ideal, 55. Menge, 56. Keula, 57. Olm, 58. Etage, 59. Etzel, 60. Start, 61. Arasi, 62. Ingul, 63. Teer, 64. Skat.
Kreuzgitter im KWR. Waagerecht: Mulm (23), Limit (20), Eede (5), Era (8), Güte (12), Insel (15), TRUD (32), Islam (16), Ehe (6), Akt (1), Rente (26), Erle (9), Artel (3), Glas (11), Indol (14), Silbe (27). **Senkrecht:** Magier (22), Letten (18), Meer (21), Leid (17), Musik (24), Tell (31), Tamm (29), Este (10), Ufer (33), All (2), Helle (13), Aue (4), TASS (30), Rade (25), Eile (7), Tal (28), Lie (19).
Kreuzgitter. Waagerecht: Belag (13), Sir (78), Start (80), Aral (5), Médoc (55), Omar (64), Logau (48), Los (46), Erato (19), Gallien (28), Aureole (10), Melone (52), krass (38), Kilt (40), Ili (30), Igor (33), Oase (61), Selen (82), Edel (15), Granat (29), Lia (50), Ego (21), Erb (23), San (84), Kretin (43), Reep (70), Ramme (72), Stoa (86), Elan (17), neo (57), Kien (42), Nanni (59), Kartei (39), Ortolan (66), Klapper (41), Rondo (74), Rho (76), Iller (35), Urne (91), Ecole (26), Aida (8), Stern (81), one (63), Zweig (92). **Senkrecht:** Balsam (12), Ero (25), Lager (44), Ala (1), Sellerie (83), Idol (34), Rosi (73), Tor (88), Amado (4), Rat (75), Tropen (87), Ugo (90), Ene (22), Alk (6), Ems (18), Ellen (20), Loge (47), All (7), Siel (85), Karree (37), Isabel (36), Odette (62), Region (77), Oger (67), Star (79), Nike (60), Lona (45), As (3), Ar (11), Nana (58), Esino (16), Patt (68), Men (53), Monopole (54), Ikarus (31), Nil (56), Ire (32), Antrag (2), Rinne (71), EKO (27), Tri (89), Lilie (51), Arco (9). Phon (69), Ort (65), der (14), Law (49), Edi (24).
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Vorwand, 3. Rasenmäher, 6. Karos, 7. Handgelenke, 8. Derna, 10. Tetuan, 13. Bellini, 15. Dederon, 17. Banane, 19. Dose, 21. Minerale, 23. Berlin, 24. Niagara, 25. Tender.
Senkrecht: 1. Vorhand, 2. Wandgemälde, 3. Rakete, 4. Herder, 6. Rossini, 9. Nabel, 11. Tuba, 12. Anna, 14. Literaten, 15. Dezember 16. Rondo, 18. Nemira, 20. Seni, 22. Leder.
Raten und Rechnen:

731 : 17 = 43 — 110 + 26 = 136
— × + — 621 — 442 = 179

Einer fehlt: (T)raum, (E)ger, (R)egel, (M)angel, (I)lias, (N)orden, (A)meise, (T)akt, (O)mega, (R)ente. — Terminator.

FW 3/78

FREIE WELT RÄTSEL-QUIZ 2/1978

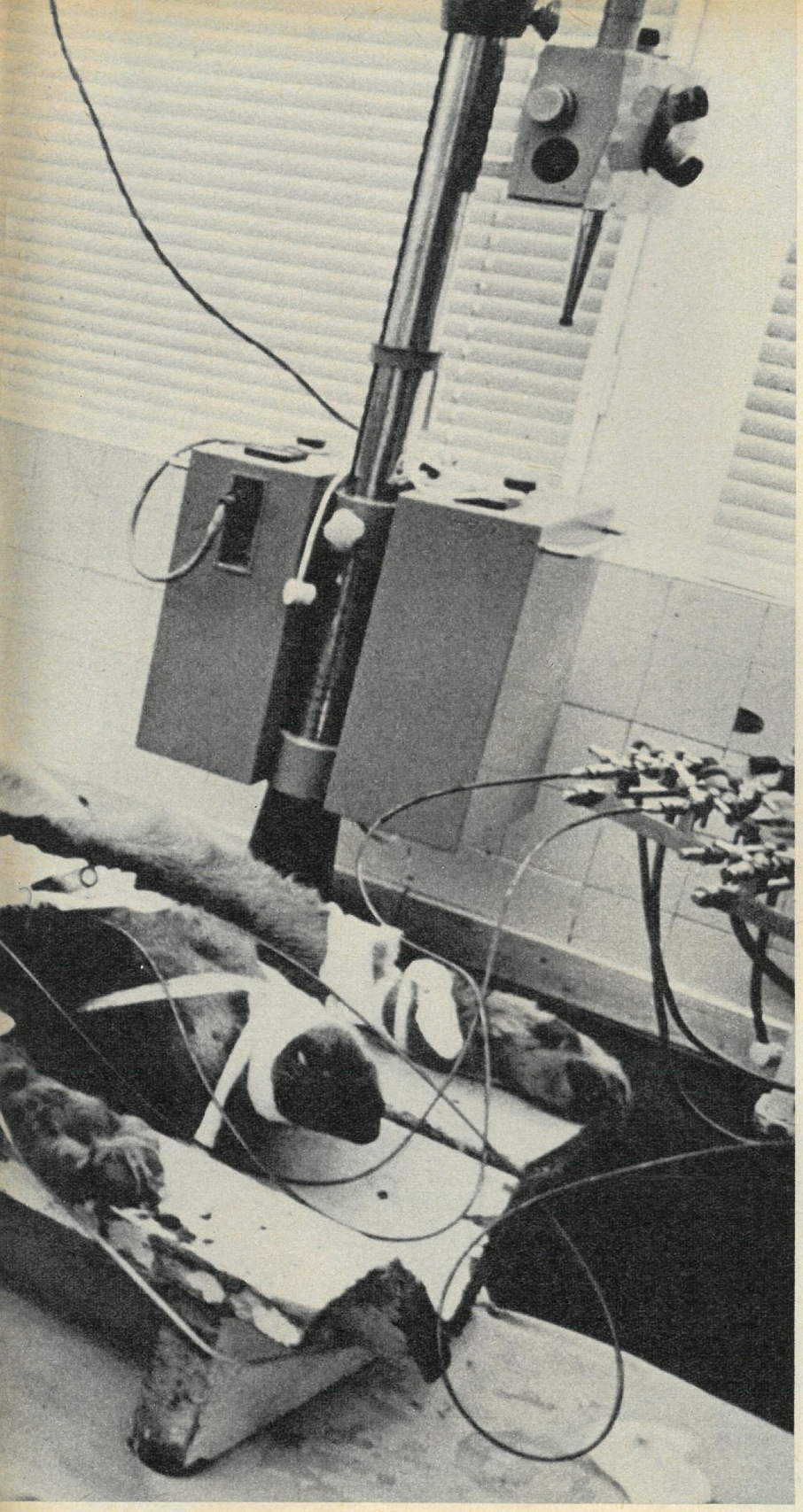
Der Autor so berühmter Romantrilogien wie „Der Leidensweg" und „Peter I." schrieb in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts auch wissenschaftlich-phantastische Romane.
Der Vor- und Familienname dieses sowjetischen Schriftstellers (1883–1945) und zwei Titel der obengenannten Romangattung bilden die Lösungswörter dieses Rätsels, die Sie, liebe Rätselfreunde, auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Kreisfeldern – zeilenweise gelesen und sinngemäß getrennt – finden.
Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden. Einsendeschluß ist der 28. Februar 1978 (Poststempel). Und bitte die Marke Rätselquiz Nr. 2 nicht vergessen! – Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 6/1978 der FREIEN WELT.
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

DIE LEBER:

Stellvertre

Der Hund schwebt in höchster Lebensgefahr. Nach einer Giftinjektion versagt seine Leber. Der Arzt schließt den Blutkreislauf des Tieres an eine „künstliche Leber" (Bild oben). Das Blut wird außerhalb des Körpers entgiftet. Der Hund überlebt das Experiment – dank der „künstlichen Leber". Ihre Erfinder, Professor Lopuchin und Professor Molodenkow – in Moskau von FREIE WELT-



Reportern Barbara Karadshow (Text) und Detlev Steinberg (Bild) befragt – sprechen lieber von einem „Hilfssystem" für die Leber. Und niemand weiß besser als sie, wie weit die Forschung tatsächlich noch von dem Tag entfernt ist, an dem eine Maschine die menschliche Leber vollwertig ersetzt – falls dieser Tag überhaupt jemals kommt. Immerhin aber haben auch die bescheidenen Glaszylinder im II. Medizinischen Institut schon Menschenleben gerettet, die sonst rettungslos verloren gewesen wären.

ter gesucht

Die perfekte künstliche Leber, die dem Menschen eingepflanzt werden könnte, gehört auf absehbare Zeit ins Reich der Utopie. Eine Apparatur, die sämtliche Funktionen der Leber übernimmt, müßte, nach dem heutigen Stand der Technik, die Dimensionen eines Chemiekombinats haben.

Die größte Drüse des menschlichen Organismus, eine Art chemisches Zentrallabor, leistet rund um die Uhr Schwerstarbeit: Sie beteiligt sich an der Regulierung des Stoffwechsels, der Verdauung, des Blutkreislaufs und der Blutbildung, sie zersetzt, synthetisiert, speichert, sondert ab, produziert, filtert, reinigt, neutralisiert, entgiftet. Tausende von chemischen Reaktionen vollziehen sich in der Leber – ein Wunderwerk der Natur. Leider kommen in manchen Fällen seine Alarmsignale sehr spät, oft zu spät für Unvernünftige, Unbelehrbare, die jahrelang Mißbrauch getrieben haben mit zu reichlichem und zu fettem Essen, zuviel Alkohol, zuviel Medikamenten. Versagt dann die überlastete Leber, kann es zur akuten Leberinsuffiziens (ungenügende Leistung der Leber) kommen, schließlich zum Leberkoma, einer tiefen Bewußtlosigkeit, aus der die meisten Kranken nicht mehr erwachen. Allzuoft müssen Ärzte Jahr für Jahr vor dem Todesurteil kapitulieren, das die Leber verhängt. Aber die Medizin hat sich mit ihrer Ohnmacht nicht abgefunden.

Vor Illusionen wird gewarnt

„Als wir seinerzeit mit der Konstruktion einer ‚künstlichen Leber' begannen", erinnert sich Professor Lopuchin, „interessierte sich kaum

Fortsetzung Seite 50

Medizin heute: Diagnose aus dem Computer

DIE LEBER:

Stellvertreter gesucht

1

1 NORMALE LEBER: größte Drüse des menschlichen Organismus, in der Bauchhöhle unter dem Bauchfell gelegen, durchschnittliches Gewicht 1500 Gramm.

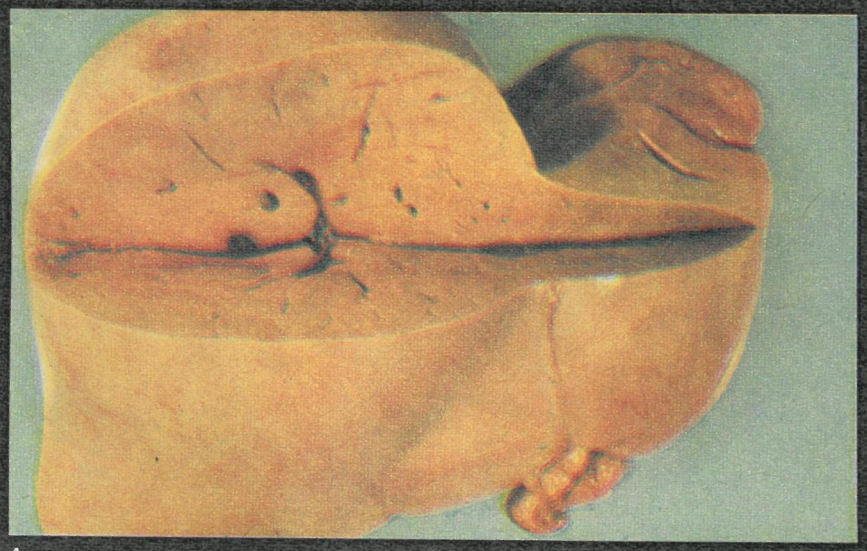
2 FETTLEBER: tritt als Folge von Störungen des Stoffwechsels besonders bei allgemeiner Fettleibigkeit, chronischem Alkoholismus, Diabetes, chronischen Darmkrankheiten und akuten Vergiftungen auf.

3 + 4 AKUTE GELBE ATROPHIE – BRAUNE ATROPHIE: Leberverkleinerung nach toxischer (durch Gifte bewirkte) Schädigung von Leberzellen, die absterben. Ursachen: Gelbsucht, Eiweißmangel, Phosphor- und Pilzvergiftungen.

5 LEBERZIRRHOSE: in verschiedenen Formen auftretende Lebererkrankung, u. a. als sogenannte Schrumpfleber (atrophische Leberzirrhose), Alkohol als Ursache umstritten.

Das neueste Modell der „künstlichen Leber" – ein Versprechen für die Zukunft? (außen rechts)

2



3

4

5

jemand für unsere Arbeit, weder bei uns noch im Ausland. Die Fachwelt stand völlig im Banne der Organtransplantationen."

In rund zehn Jahren verpflanzten Chirurgen in aller Welt 277 fremde Lebern. Die 278. transplantierte Professor Wolff in Dresden im März 1977. Sein Patient und 33 andere waren vor einem halben Jahr noch am Leben. Diese Zahlen warnen vor Illusionen. Trotzdem glaubt Professor Wolff an die wachsende Bedeutung der Lebertransplantation, die allerdings nach seiner Meinung „in absehbarer Zukunft kaum zu einer Routineoperation werden" wird. Dagegen sprechen — obwohl die Tendenz zur Abstoßung des fremden Gewebes bei der Leber geringer ist als bei anderen Organen — schwerwiegende Gründe: die Operationstechnik ist außerordentlich kompliziert; der Kreis der potentiellen Empfänger bleibt aus verschiedenen medizinischen Überlegungen begrenzt; als Spender kommen nur Tote mit gesunder Leber in Betracht.

Umstritten ist nach wie vor auch die Verwendung von Tierlebern zum Überbrücken des akuten Leberversagens. Dabei wird das Blut des Kranken außerhalb seines Körpers durch die Leber eines Schweins oder eines Affen geleitet, die das Blut entgiftet und so die Leber das Patienten für einige Stunden entlastet. In der Sowjetunion hat sich besonders Professor Galperin auf diese Methode spezialisiert, die er für aussichtsreich hält. Allerdings sind auch hier gefährliche Komplikationen nicht auszuschließen. Da die menschliche Leber durchaus imstande ist, gleichzeitig das Blut von zwei Menschen zu reinigen, erscheint es naheliegend, den Blutkreislauf eines Kranken vorübergehend durch die Leber eines Gesunden zu leiten. Derartige Versuche, die in den USA und in Frankreich mit Freiwilligen gemacht wurden, stoßen jedoch schon deshalb auf starke Bedenken, weil das Risiko der Ansteckung außerordentlich hoch ist.

Die Kinderkrankheiten der „künstlichen Leber"

Es ging ihr wie vielen Erfindungen zuvor: als sie da war, erschien die Idee selbstverständlich, die Methode ganz einfach. Immerhin, auf die Idee mußte einer kommen. An der Realisierung der „künstlichen Leber" haben Fachleute aus zwanzig Berufen jahrelang gearbeitet: Ärzte, Physiker, Mathematiker, Biologen, Chemiker, Ingenieure ... Das Prinzip ist tatsächlich einfach: Um der streikenden Leber des Patienten Zeit zur Erholung zu geben, wird sein Blut zur Reinigung von schädlichen Stoffen durch Glaszylinder geleitet, die mit aktivierter Kohle oder Kunstharz-Ionenaustauschern gefüllt sind. Aber selbst bis zur Vollendung dieses Apparates, der nur eine der zahlreichen Leberfunktionen erfüllt, war es ein weiter und beschwerlicher Weg. Professor Lopuchin berichtet: „Unsere Absorptionsmittel waren zunächst aggressiv und blind. Sie zerstörten nicht nur Schadstoffe, sondern auch Blutzellen. Und ob sie bestimmte Stoffe aufhielten oder passieren ließen, hing nur von deren Größe ab. Unsere Chemiker haben diese Probleme weitgehend gelöst."

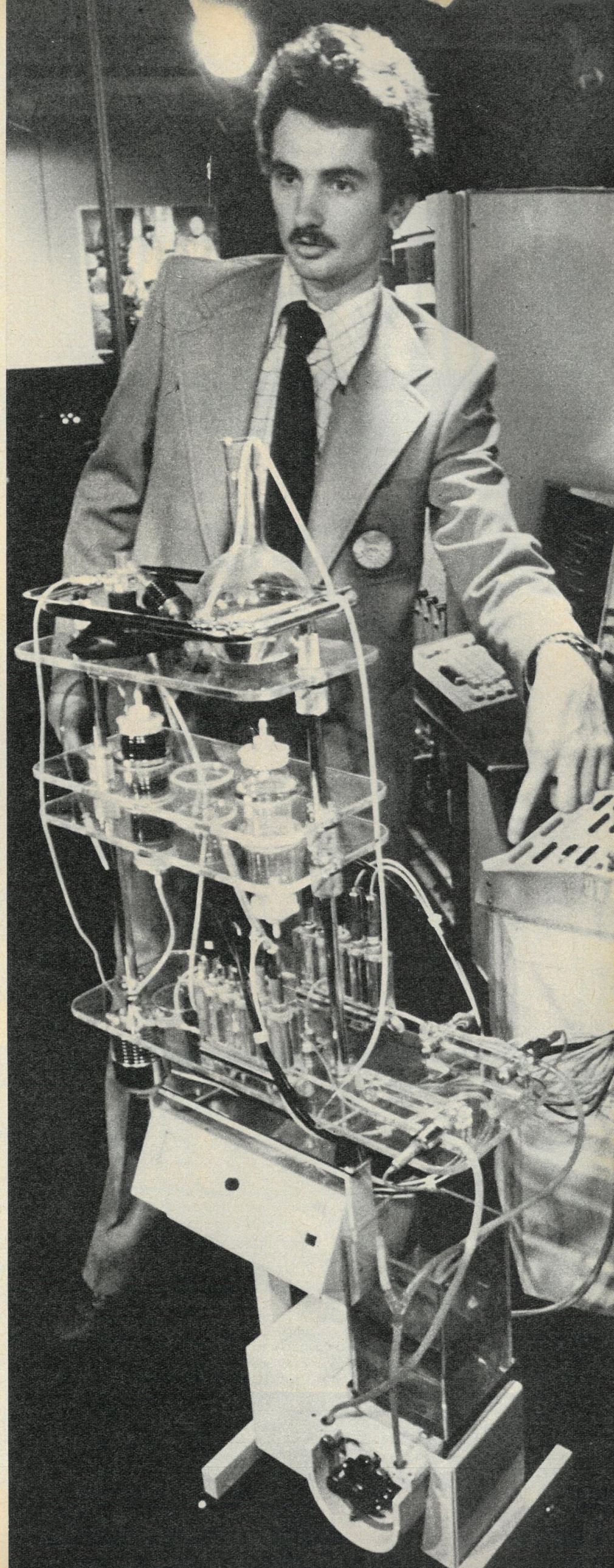
Heute wird die „künstliche Leber" in mehreren Moskauer Krankenhäusern mit gutem Erfolg bei der Vorbereitung auf Operationen eingesetzt. Ihre Erfinder hoffen, daß sie in Zukunft auch bei anderen Krankheiten nützliche Dienste leisten kann. Unterdessen haben Lopuchin und Molodenkow eine neue Variante ihrer „künstlichen Leber", die sogenannte Plasmasorption, entwikkelt.

„In unserer verbesserten Apparatur", erläutert Professor Lopuchin, „wird das Blutplasma, das die Gift- und Schadstoffe trägt, zur Reinigung durch die Filter geleitet. Die roten Blutkörperchen und andere Blutbestandteile kommen nicht mehr mit den Absorptionsmitteln in Berührung. Hinterher werden die getrennten Blutkomponenten wieder vereint und in den Organismus des Patienten zurückgeführt." Durch die zeitweilige Trennung wird der Zerstörung von Erythrozyten (roten Blutkörperchen) und Thrombozyten (Blutplättchen, die für die Blutgerinnung wichtig sind) vorgebeugt. Auch dieses Verfahren hat sich bewährt, ist allerdings noch sehr aufwendig und teuer.

Rettung durch Mini-Lebern?

Jede einzelne Leberzelle ist eine winzige Miniatur-Leber — zu dieser Erkenntnis gelangte eine andere Forschergruppe des II. Moskauer Medizinischen Instituts unter Leitung von Professor Artschakow vor rund zehn Jahren. Heute stehen in den Kühlschränken des Instituts Konserven mit einer roten Flüssigkeit: Zellkulturen, gewonnen aus den Lebern tödlich verunglückter Menschen. Jeder Tropfen enthält etwa zwanzig Millionen Zellen. Die Theorie, die Professor Artschakow vor zehn Jahren aufstellte, hat inzwischen ihre Probe in der Praxis bestanden. Die „flüssige Leber", durch das Bauchfell in den Blutkreislauf des Patienten eingeführt, entlastet die kranke Leber und neutralisiert die gefährlichen Gifte, die dann über die Nieren ausgeschieden werden. Die Milliarden Mini-Lebern, die im Organismus des Kranken zirkulieren, leisten sogar mehr als ihre Entdecker erhofften. Unter ihrem Einfluß vollziehen sich biochemische Prozesse, die nicht nur die Folgen der Erkrankung beseitigen, sondern den Krankheitsprozeß selbst unterbrechen und die Regeneration der geschädigten Leber fördern.

Alle, die nach Ersatz und Hilfe für die kranke Leber suchen, sind sich bewußt, wie weit sie noch von perfekten Lösungen entfernt sind. Niemand kann heute mit Sicherheit voraussagen, welche Methode oder welche Kombination verschiedener Verfahren sich am Ende durchsetzen wird. Im Gegensatz zu vielen Skeptikern ist Professor Molodenkow überzeugt, daß es in der Zukunft ein künstliches Organ geben wird, „das alle oder doch viele Funktionen der Leber ersetzt". Auf einen Zeitpunkt aber möchte auch er sich nicht festlegen.

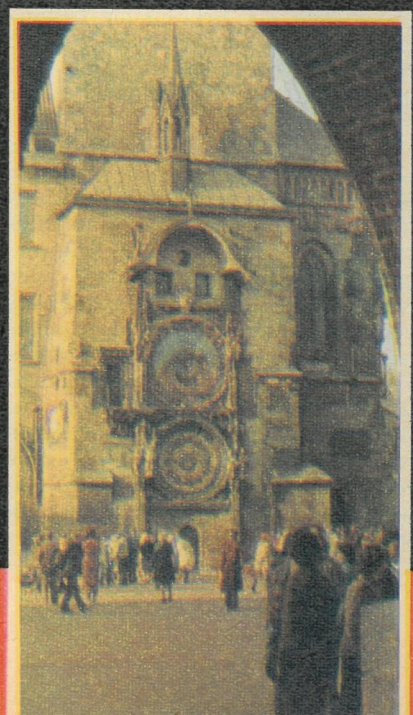


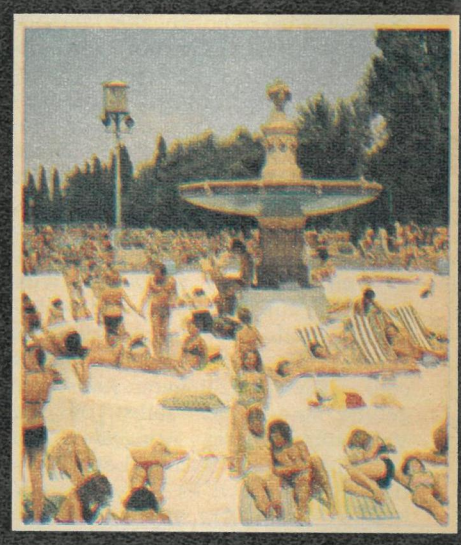
SONNEN-MÄDCHEN

heißt ein Schlager der jungen ungarischen Sängerin Viktoria Vincze. Mit ihrem freundlichen Lächeln wollen wir Sie auf Ihren Urlaub einstimmen.

Naturkontraste und traditionelle Architektur – Baltschik an der bulgarischen Nordküste

Warten auf den Stundenschlag – Rathaus in der Prager Altstadt





Erholung nach dem Stadtbummel – auf der Margareteninsel in Budapest

TOURISMUS-JOURNAL '78 sozialistische Länder

Etwa 1,2 Millionen Touristen aus unserer Republik werden in diesem Jahr mit dem DDR-Reisebüro in die sozialistischen Länder fahren. Im ersten Teil des Tourismus-Journals '78 (Heft 44/77) stellte FREIE WELT das Reiseangebot in die Sowjetunion vor. Im heutigen zweiten Teil bieten wir Ihnen eine Auswahl aus dem Programmkatalog anderer sozialistischer Länder mit Hinweisen und Tips zum Klima, zu Zahlungsmitteln und Formalitäten.

Partien für Individualisten – durch die polnische Tatra

Komfortable Ferienhotels – Mangalia an der rumänischen Schwarzmeerküste

Mutprobe – traditioneller Pferdesport in Hortobagy/Pußta (Ungarische VR)

Kurzfahrten

in die VR Polen und die ČSSR

1 bis 7 Tage,
Autobus/Bahn/Flug/Schiff,
Reisezeit Mai bis Dezember,
Unterkünfte Hotels,
Verpflegung entspr. Hotelkategorie,
Vollpension – Menü,
Programm: Rundfahrten, Besichtigungen, Veranstaltungen

einige Beispiele:

4 Tage,
Kraków (mit der Bahn/Liegewagen),
Stadtbesichtigung in Kraków, Ausflüge nach Zakopane und zum Salzbergwerk Wielicka

7 Tage,
Flugreise nach Warschau,
mit Stadtbesichtigung und Abendveranstaltung und einem Besuch des Geburtshauses Chopins in Żelazowa Wola

4 Tage,
Autobusreise nach Prag,
mit Stadtrundfahrt und Barbesuch, Ausflüge zur Burg Karlstejn und zur Slapy-Talsperre

2 Tage,
Autobusreise nach Děčin oder Ústi,
mit Besichtigung der Burgruine Střekov sowie Besuch des Rosengartens oder des Schiffahrtsmuseums, Kahnfahrt auf der Kamenica

2 Tage,
Schiffsreise nach Ústi ab Dresden,
mit Diskothek als Bordveranstaltung, Tanzabend im Interhotel Bohemia in Ústi mit böhmischer Blasmusik und einem Ausflug mit dem Schiff nach Litoměřice

Fotos: G. Fischer, K.-H. Gummich, P. Gaul, A. Attila, W. Grigorjewitsch, A. Ciesielski, H. Krumbholz, V. Hohlfeld
Grafik: Detlev Schüler
Redaktion: Norbert Kaiser

Städtereisen

in die Ungarische Volksrepublik

aus dem Angebot:

8 Tage,
Budapest/Balatonfüred, Flugreise,
Reisezeit Oktober, Hotels,
in Budapest Kat. A oder B,
in Balatonfüred Kat. A,
Zweibettzimmer mit oder ohne Bad,
Programm: Stadtrundfahrt in Budapest mit Besuch der Zitadelle auf dem Gellertberg und eine Weinverkostung in einer Taverne. Besuch eines Thermalbades. Von Balatonfüred mit dem Autobus zu einer Weinkostprobe und Ausflug nach Keszthely und Heviz.

8 Tage,
Budapest/Matrafüred, Flugreise, Reisezeit Mai bis Oktober, Hotels, in Budapest Kat. A, in Matrafüred Kat. B.
Zweibettzimmer mit Bad,
Programm: Stadtrundfahrt in Budapest, Mittagessen im Burgviertel, Promenadenschiffahrt auf der Donau, Folkloreabend mit Abendessen und Weinkostprobe. Von Matrafüred Ausflug mit dem Autobus nach Matrahaza und nach Eger mit Stadtrundfahrt.

Zusatzprogramme

Von den ungarischen Reisebüros werden in den Touristenzentren Fakultativprogramme angeboten. In Budapest z. B.: Gulaschparty, Budapest bei Nacht, Ausflug zum Donauknie, Besichtigung des Parlaments und der Burg, Promenadenfahrt auf der Donau, Rundfahrt in den Budaer Bergen. Am Balaton: Speckbraten, Räuberparty, Ausflug in die Puszta, Rundfahrt am Balaton, Ausflüge nach Budapest und Herend.

Saisonermäßigungen

Die ungarischen Reisebüros gewähren Ermäßigungen auf die Unterkunft in Hotels am Balaton von durchschnittlich 55 Prozent in der Vor- und Nachsaison (1. Mai bis 5. Juni und 18. September bis 1. Oktober); 40 Prozent in der Zwischensaison (5. Juni bis 3. Juli und 4. September bis 18. September).

ZOLL
DOUANE

Individuell in die VR Bulgarien

Gebühren/Reisevaluta für Reisen mit individueller An- und Abreise (PKW oder Bahn) bei Reisebüro-Reisen.
Die Visagebühren betragen: je Person 25 Mark und 50 Mark PKW-Gebühren.
Benzingeld für PKW-Reisende je PKW (wahlweise)

	1. Variante	2. Variante
ČSSR	350 Kčs	250 Kčs
Ungarn	450 Ft	350 Ft
Rumänien	600 Lei	400 Lei
Bulgarien	104 Lewa	68 Lewa
entspricht	835,– Mark	568,– Mark

Transitgeld je Person bei PKW-Reisen

	1. Variante	2. Variante
ČSSR	360 Kčs	200 Kčs
Ungarn	300 Ft	250 Ft
Rumänien	350 Lei	300 Lei
entspricht	323,– Mark	238,– Mark

Transitgeld je Person bei Bahnreisen

ČSSR	100 Kčs
Ungarn	100 Ft
Rumänien	100 Lei
entspricht	94,– Mark

Für Transitgeld besteht kein Buchungszwang!
Für Taschengeld besteht ebenfalls kein Buchungszwang. Die Auszahlung erfolgt durch den Beauftragten des Reisebüros oder den Reiseleiter im Gastland. Zusätzlich kann jeder Tourist auf die Zollerklärung bis 100 Mark gegen Lewa tauschen (100 Mark = 27,50 Lewa).

Gebühren für die Reiseanlage bei Privatreisen

Die Gebühren betragen bei einer Reisedauer

bis zu	2	5	10	30	Tagen
je Person	5,–	10,–	15,–	25,–	Mark

und zusätzlich bei Benutzung von Kfz

je PKW	10,–	20,–	30,–	50,–	Mark

Für die Fahrt mit Krädern oder Mopeds werden keine Gebühren erhoben.

Reisezahlungsmittel bei Privatreisen

In den Filialen der Staatsbank der DDR kann man für private Reisen Reisezahlungsmittel erwerben. Für die ČSSR genügt dazu der Personalausweis als Vorlage, für die anderen Länder die Reiseanlage.

Die Höhe pro Tag und Person beträgt für

Bulgarien	40,– Mark =	11 Lewa

Für Ausgaben bei Unterwegsaufenthalten erhält man je Tag für die

Ungarische VR	30,– Mark =	145 Forint
SR Rumänien	20,– Mark =	50 Lei
ČSSR		
für einen Tag	20,– Mark =	60 Kronen
für zwei		
Tage je Tag	33,– Mark =	100 Kronen
ab dritten		
Tag je Tag	40,– Mark =	120 Kronen

Die Bankspesen betragen 2 Prozent.

Souvenirs – Markttag in der Altstadt von Gdańsk (VR Polen)

Beschaulichkeit – Marianské Láznĕ, Perle der böhmischen Kurbäder

**BALKANTOURIST, Vertretung des Komitees für Tourismus,
108 Berlin, Unter den Linden 40,
Telefon 2 29 22 73 / 2 29 23 35**

**IBUSZ-BERLIN, Ungarisches Reisebüro,
102 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 9,
Telefon 2 12 35 59**

Informationen, Karten und Prospektmaterial bieten auch die Vertretungen der Reisebüros der sozialistischen Länder; zusätzliche Reiseangebote außerdem bei IBUSZ-Berlin und Čedok.

Wasserritt – auf dem Schwarzen Meer in Albena (VR Bulgarien)

Individualreisen

ČSSR

Reiseziele: Karlovy Vary, Marianské Lázně, Perník, Nejdek (Westböhmen); Špindlerův Mlýn, Pec pod Sněžkou, Rokytnice, Jánské Lázně (Ostböhmen); Prag, Nová Rabyně (Mittelböhmen); Pelhřimov, Humpolec (Südböhmen); Bratislava, Banovce (Westslowakei); Jasna, Terchova, Ružomberok, Tale, Jasná Dolina, Staré Hory, Turecka, Oravska, Bojnice (Mittelslowakei); Štrbské Pleso, Nový Smokovec, Horni Smokovec, Poprad, Tatranská Lomnica (Ostslowakei), Žďár nad Sázavou, Znojmo, Valtice (Südmähren)

Taschengeld: Pro Person/Tag 60 Kronen = 20 Mark. Für Buskosten und Kleinausgaben während der Anreise werden 100 Kronen vor der Abreise in bar ausgezahlt.

Benzingeld: Bei Reisen mit PKW ins Riesengebirge, nach Prag, ins Bäderdreieck und die nähere Umgebung 150 Kronen.

VR Polen

Reiseziele: Kołobrzeg, Władysławowo, Sopot-Kamienny-Potok, Gdańsk-Oliwa (Ostseeküste); Olsztyn, Wegorzewo, Warschau, Poznań, Kraków, Wrocław
Taschengeld: kann in beliebiger Höhe bei der Staatsbank der DDR eingetauscht werden.

Ungarische VR

Reiseziele: Balatonfüred, Balatonalmadi, Balatonfenyves, Balatonlelle, Siofok, Fonyod, Fonyod-Belatelep (Balaton); Leanyfalu (Donauknie); Budapest

Reisepapiere: Für die UVR ist eine Reiseanlage zum Personalausweis erforderlich, die bei der zuständigen Volkspolizei-Meldestelle selbst beantragt werden muß.

Taschengeld: pro Person und Tag – bei Vollpension 60 Forint, bei Halbpension 90 Forint, ohne Verpflegung 120 Forint
Transitgeld: Wahlweise für den Transit durch die ČSSR pro PKW 250 oder 350 Kronen

Hobbyreisen

in die VR Bulgarien

für Touristen, die Abwechslung und ein besonderes Reiseerlebnis suchen. Sie führen zumeist durch Mittelbulgarien — Dauer 6 bis 15 Tage.

April/Mai	— Zum Strickereikursus am Goldstrand
Mai	— Zum Tag des Schäfers
	— Zur Jugendweihe nach Sofia
	— Angelsportreise am Schwarzen Meer
	— Besuch bulgarischer Klöster
	— Zur Erdbeerernte in Mittelbulgarien
Juni/Juli	— Bummel durch Nationalgaststätten am Goldstrand
	— Mit Pferd und Wagen durch die Schluchten des Balkangebirges
	— Auf Donau und durch Gebirge
August	— Mit Schmalfilm und Kamera unterwegs
September	— Silberne Hochzeit im Ausland
	— Abseits von Touristenwegen
	— Mit dem Autobus durch die Schluchten des Balkangebirges
	— Töpferkursus in Schipkovo
Oktober	— Kochkursus an der Schwarzmeerküste

Währungstabelle

VRB	1 Lew	=	100,— Stotinki
	100 Lewa	=	363,64 Mark
VRP	1 Złoty	=	100,— Groszy
	100 Złoty	=	15,07 Mark
ČSSR	1 Krone	=	100,— Heller
	100 Kronen	=	33,16 Mark
UVR	1 Forint	=	100,— Filler
	100 Forint	=	20,66 Mark
SRR	1 Lei	=	100,— Bani
	100 Lei	=	38,55 Mark

Flugpreise

als Orientierungshinweis bei Selbstbuchung

	Mark
Berlin—Warschau	79
Berlin—Gdańsk	71
Berlin—Prag	45
Berlin—Bratislava	103
Berlin—Poprad/Tatry	127
Berlin—Budapest	106
Berlin—Bukarest	198
Berlin—Sofia	253
Berlin—Varna	272
Berlin—Burgas	278
Berlin—Moskau	202
Berlin—Leningrad	164
Berlin—Kiew	161

Bei Hin- und Rückflug ist der doppelte Betrag zu veranschlagen.

Erholungsreisen

in die SR Rumänien

im Angebot sind:
- Pauschalaufenthalte in Kurorten am Schwarzen Meer (u. a. Mamaia, Mangalia-Neptun) und in den Karpaten (u. a. Predeal, Sinaia, Poina Brasow)
- Gruppenreisen mit kombinierten Aufenthalten im Gebirge und am Schwarzen Meer
- Kurgruppenreisen
- Kurzflugreisen nach Bukarest
- kombinierte Städte-Gebirgsreisen Bukarest–Sinaia
- Erholungsaufenthalte am Schwarzen Meer und im Gebirge mit individueller An- und Abreise
- Reisen des Monats

Klimahinweise: Schwarzmeerbäder
In den Monaten Mai/Juni herrscht schon ein angenehmes und mildes Sommerwetter, im Juli/August ein subtropisches Klima. Im September und Oktober erlebt man einen warmen und milden Herbst. Die Wassertemperaturen betragen in der Badesaison 20–22 °C, die Lufttemperaturen 21–29 °C.

Klimahinweise: Karpatenkurorte
Das Klima ist mild und ozonreich. Rekonvaleszenten finden sehr gute Erholung. Für Herz- und Kreislaufkranke und Rheumatiker ist das Klima auf Grund der hohen Luftfeuchtigkeit ungeeignet. Die durchschnittliche Lufttemperatur beträgt im Sommer 15–18 °C.

Wetter- und Temperaturhinweise für die bulg. Schwarzmeerküste

(Durchschnittswerte)	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Oktober
Wasser	15,5°	20,0°	24,2°	24,5°	21,9°	16,9°
Luft	16,5°	21,6°	23,9°	23,6°	20,1°	14,4°
sonnige Stunden	239	382	333	314	246	200
sonnige Tage	23	26	24	24	21	16

ČEDOK, Tschechoslowakisches Verkehrsbüro,
1017 Berlin, Strausberger Platz 8/9,
Telefon 4 39 41 13

ORBIS, Polnisches Informationsbüro für Tourismus,
1034 Berlin, Karl-Marx-Allee 98,
Telefon: 5 89 45 30

Vertretung des Rumänischen Touristenamtes,
1034 Berlin, Frankfurter Tor 5,
Telefon 5 89 17 26

Im nächsten Heft:

Fotoreport:
Bildreporter der Nachrichtenagenturen sozialistischer Länder stellen sich mit ihren Fotos zum zehnten Mal dem Urteil der FREIE WELT-Leserjury. Foto: Einsendung von TASS-Reporter Sadtschikow „Tollkühne kirgisische Reiter".

Leserdiskussion:
Was FREIE WELT-Leser lobten, was sie kritisierten, ob ihnen die „Farbige" gefiel oder nicht – darüber in der „Leserrunde am Planungstisch".

Erzählung:
Der lettische Schriftsteller Zanis Griva erzählt von Maxillo, dem Jungen aus Spanien. Wasserträger ist er, als sein Vater, der Kumpel aus der Quecksilbermine, einem politischen Verbrechen zum Opfer fällt.

Historische Miniaturen:
Auf abenteuerlichen Wegen reist der sorbische Landschaftsmaler Heinrich T. Wehle in den Kaukasus und erhält dafür vom Zaren 175 Rubel Gehalt.

Ratgeber:
FW-mobile stellt den Lada 1600 vor (unser Foto), Testergebnisse und Vergleiche mit dem 1500-Modell.

Umschau:
Mit einem dichten Schaummantel überzieht sich bei Brandgefahr die Prager Metro. Informationen über das Material Metral und anderes aus Wissenschaft und Technik.

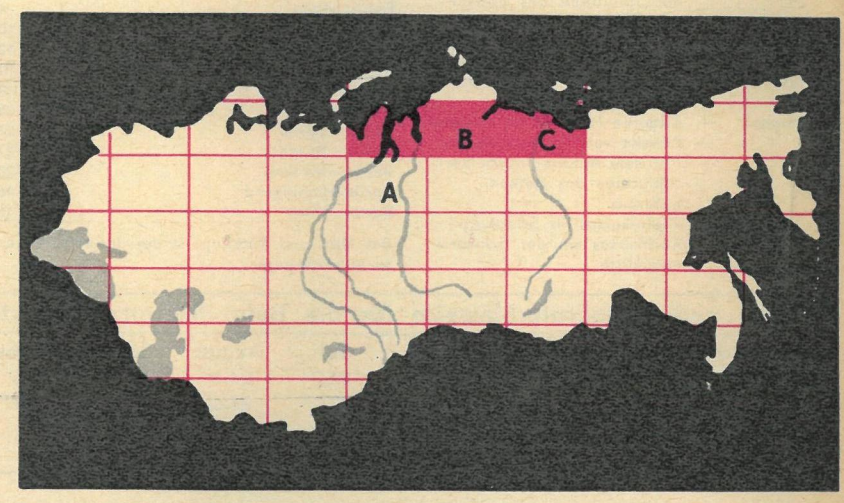
Für aktuell notwendige Änderungen bittet die Redaktion um Ihr Verständnis.

Foto: APN

Lange wanderte ich von Strom zu Strom, weit zog ich von Berg zu Berg
Ich sah viel und hörte viel und sann über vieles nach . . .
Wladimir Kojanto

Landschafts-Quiz Nr. 10

Von Oktober bis Juni lastet das Eis auf diesem wasserreichsten Strom der Sowjetunion. 4130 Kilometer beträgt seine Länge, 2,6 Millionen Quadratkilometer umfaßt sein gewaltiges Einzugsgebiet.
Unsere Frage lautet: Wie heißt der Strom, bei welcher großen Halbinsel mündet er in die Kara-See?



Landschaften der Sowjetunion, vorgestellt in einer FREIE-WELT-Serie. Bitte kreuzen Sie eines der drei Felder auf unserer Skizze an, wo die gefragte Gegend Ihrer Meinung nach liegt. Versehen mit dem Lösungsbegriff, ist die ausgeschnittene Skizze auf einer Postkarte zu schicken an FREIE WELT, 1056 Berlin, PF 91. Sieben Gewinne – einmal 100,– Mark, zweimal 50–, Mark, viermal 25,– Mark – werden unter den Einsendern der richtigen Antwort verlost. **Einsendeschluß** ist diesmal der **21. Februar.** Die Namen der Gewinner erscheinen in Heft 5.

So war es richtig in Heft 1 (Quiz Nr. 8):
Sewan-See / Armenische SSR, rd. 1900 m über NN (Feld A)

Im Quiz Nr. 8 gewannen: 100,– Mark – H. Hartenstein, 409 Halle-Neustadt; 50,– Mark – G. Bonsack, 5812 Waltershausen, M. Stahl, 2253 Bansin; 25,– Mark – I. Kießig, 73 Döbeln, K. Rauh, 409 Halle-Neustadt, I. Heinz, 94 Aue, K. H. Becker, 2602 Krakow.